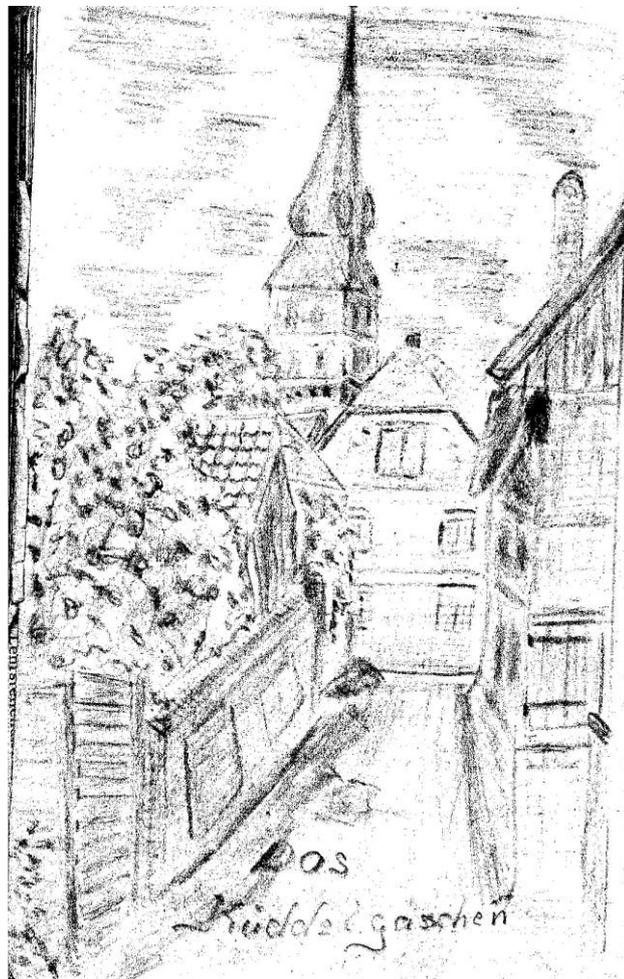


***Geschichte(n) und
Anekdoten, die das
Leben (nicht nur) in
Herbern schrieb.***



7. erweiterte Auflage

***gesammelt und aufgeschrieben von
Egon Zimmermann***



Egon Zimmermann, geb. 19.09.1946 in Herbern, Lehrer i.R. befasste sich seit seiner Pensionierung zusammen mit Joseph Kemming als Archivar der Kirchengemeinde St. Benedikt mit kirchengeschichtlichen Themen der Pfarngemeinde. Nebenher reizten ihn auch heimatgeschichtliche Themen wie das hier vorliegende. Einige Ergebnisse dieser Studien werden im Internet präsentiert:

www.EgonZimmermann.de

Für Anregungen und/oder Kritik:

02599-98841 oder: Egon@Zimmermann-Herbern.de

Inhalt:

4711	6
Adel verpflichtet	6
Alt wie Methusalem	8
Annettes Inkassounternehmen	8
Auch Bullen haben Durst	9
Aufklärung	10
Bauer sucht Frau	10
Besätt	11
Besatzungskinder	11
Brennstoffknappheit	12
„Bischof“ von Herbern	12
Bußgeld geht durch den Magen	13
Bullen können nicht lesen	13
Da tritt mich doch ein Pferd!	14
Datenschutz	15
Der Brunnen brennt	16
Der erste Strom in Herbern	17
Der Hut	17
Der Ölprinz	18
Die Bild-Zeitung	18
Diebstahl in der Kirche	19
Die fromme Helene	20
Diensthund rettet vor Strafe	20
Die Spinne	21
Diedrich der Schreckliche schreibt dänische Geschichte	22
Diplomatie	23
Donnerschlag!	24
Durchfall	25
Einbrecher im Pfarrhaus	25
Eine Anekdote aus der Nazizeit	25
Ein Mann – ein Wort!	26
Ein Original in Herbern	27
Entführung	28
Früh gefreit, spät bereut	29
Feuerwehrversammlung	30
Fundsachen	30
Alle Schwestern befriedigt	31
Anstalten der freien Liebestätigkeit	31
Benutzung der Schwestern ist gratis	31
Böser Bubenstreich	31
Böses Bein	32
Die armen Seelen im Fegefeuer	33
Dornröschen lässt grüßen	34
Eine Leiche zuviel	34
Falscher Pater?	35
Feuchtfrohliche Pfarrgemeinderatssitzung	35
Mundgeruch	36
Immer diese Lehrer!	37
Ja, ja, das andere Geschlecht	37
Jungfernfahrt im Auto	38

Nicht mal das Bier schmeckte!.....	38
Schwestern schlafen im Schlafsaal.....	39
Ungebührliche Leistungen.....	39
Und dann tschüss!.....	39
Großer Pfarrer Wigger.....	40
Gehaltserhöhung.....	40
Geistlichkeit auf Westerwinkel	41
Gehirnschmalz.....	42
Geteiltes Leid ist halbes Leid!.....	42
Gleichberechtigung – auch für Männer	43
Guten Appetit!.....	47
„Friebeer“	48
Gemeindemission 1851	49
Geteiltes Leid ist halbes Leid!.....	50
Großkapitalist	50
Haarlos in Herbern.....	51
Hab acht vor der 8!.....	52
Herbern und Ascheberg	52
Hochzeitsreise.....	54
Homöopathie	55
Hygiene.....	56
Ich kaufe mir einen Sitzplatz in der Kirche	56
In der Ruhe liegt die Kraft.....	57
Heiligabend.....	58
Kastration in der Kirche	58
Kindsleiche	59
Kirchgang bei Regen	60
Keine Chance für „Stürmer“	60
Kniepkunt (Plattdeutsch für jemand, der geizig ist.).....	62
Kotten trocken.....	63
Kuhhandel.....	64
Lästige Pflicht.....	65
Malunterricht	65
Mundraub	65
Musiker können nicht nur blasen	67
Musik liegt in der Luft.....	68
Naturalien	69
Not macht erfinderisch	70
Ordnung ist das halbe Leben	71
Pannkoken	71
Paoter Jans	72
Prumen.....	74
Rache ist süß!	74
Reden ist Silber, Schweigen ist Gold!.....	75
Sauer Bier	76
Schlager in der Kirche	76
Schlagfertige Dicke Marie.....	76
Schmerzensgeld.....	77
Schützenbrüder	78
Schwarzarbeit im Hotelzimmer.....	80
Schuld ist immer der Lehrer!.....	82
Schwerhörig.....	83

Scheidungsgrund	83
Seife statt Butter	84
Selbsthilfe	84
Selbstjustiz.....	85
Sim Jü	86
Sirene auf dem Kirchendach.....	87
Sodom und Gomorrha	87
Sprenstoffanschlag	89
Stelldichein endete auf dem Bock	91
Streit um den Status der Kapelle zu Itlingen	91
Tanker in Herbern?.....	92
Tanz in der Kirche	93
Treuloser Zechkumpan	93
Trinkfester Viehhändler.....	96
Tragische Liebesnacht	96
Turbo	96
Um Ausreden nie verlegen	97
Unna kommt	97
Vergebens	99
Wunderdoktor.....	99
Zahnweh	100
Zu früh gefreut!	102
Zwergnase.....	103



Luftaufnahme von 1929 (Rogge)

4711

Als die vierstelligen Postleitzahlen 1962 unter dem damaligen Postminister Richard Stücklen eingeführt wurden, erhielt Herbern ulkigerweise die 4711. Die Namensgleichheit mit „Kölnisch Wasser“ war also eher zufällig. Ein Bürger machte sich einen Spaß daraus, sein Jauchefass mit „4711“ zu beschriften und damit von zu Hause aus (man hatte ja schließlich noch Vieh im Stall hinter dem Haus und somit auch eine Jauchegrube) durch das Dorf zu seinem Acker zu ziehen. Er soll aber von der Kölner Parfümfirma abgemahnt worden sein und musste bei Androhung einer Geldstrafe sein Jauchefass umtaufen. Leider entzieht es sich der Kenntnis des Schreibers, welchen neuen Namen sein „Baby“ erhielt.

Adel verpflichtet

Mein Großvater Joseph Krass kam am 6. Juli 1874 in Forsthövel auf die Welt. Sein Vater Heine hatte einen kleinen Kotten, war ansonsten Müller auf der Wassermühle, die dem Baron von Nagel auf Itlingen gehörte. Drei Schwestern und vier Brüder hatte er noch zu ernähren.

Zu der Zeit gab es in Forsthövel noch keine Bauerschaftsschule. Also musste man die Schule im Dorf besuchen. Und selbstverständlich mussten die Kinder, bevor sie morgens die Schule besuchten, erst die morgendliche Schulmesse besuchen. Der Unterricht erstreckte sich über den ganzen Tag, deshalb nahmen die Kinder morgens einen Korb mit Verpflegung mit ins Dorf. Dazu muss man sagen, dass jede Familie in der Bauerschaft im Dorf eine Familie kannte, wo die Kinder den Korb abstellen und in der Mittagaspause den Inhalt verzehren konnten. Unsere Familie hatte als Anlaufstelle den Sattlermeister Fritz Fleigewinkel auf der Merschstraße. Später wohnte dort der Anstreichermeister Willi Mehring mit seiner Frau.

Krassens Kotten und Schloss Itlingen lagen nahe beieinander. Deswegen konnten die Kinder gemeinsam zur Schule gehen. Aber – einen kleinen, aber feinen Unterschied gab es

doch: Die Kötterskinnder gingen zu Fuß, während die adligen Kinder auf ihren Pferden ritten.

So ging das Tag für Tag, das ganze Jahr über. Eines nachmittags jedoch, als man gemeinsam auf dem Heimweg war, stach meinem Großvater der Hafer und einige Flausen flogen durch seinen Kopf. Was konnte man machen? Dass der Baron seinen Sohn auf dem Pferd zur Schule reiten ließ, das stank den Kötterskindern gewaltig. Es wurde überlegt, überdacht, gemacht! Fanny, so hieß das Pferd, musste nun dran glauben. Mit dem jungen Kavalier wurde kurz diskutiert, um ihm dann klarzumachen, dass er heute zu Fuß nach Hause gehen müsste. Krassens Jungen wollten schließlich auch mal reiten! Fanny sah das etwas verbissen, aber statt einen musste sie jetzt zwei Jungs auf ihrem Rücken tragen. Aber Krassens Kinder, also Franz und Jöppken, wollten partout heute nicht zu Fuß gehen. Im Galopp ging es ab nach Hause, nach Forsthövel. Kurz vor Krassens Weg hielt man an, gab Fanny als Dank einen Klaps auf seine Schenkel und Fanny fand den Weg alleine bis zum Schloss.

Der kleine Baron kam etwas später nach Hause und erzählte seinem Vater, was geschehen war. Am nächsten Tag sprach der mit Vater Krass, und beide waren sich schnell einig, dass es Schlimmeres auf der Welt gab.

(nach einer plattdeutschen Vorlage von Lambert Feldhaus)



Alt wie Methusalem

Hermann¹ war nun schon über 90 Jahre alt und noch recht gut drauf. Er lief noch wie ein Hase. die „Mutz“ (Pfeife) rauchte den ganzen Tag und der klare Korn schmeckte ihm immer noch so gut, dass er sich den ganzen Tag mit dem Roggen beschäftigen konnte. Seinen Hof hatte er schon vor Jahren überschrieben, und das ganz offiziell beim Advokaten. Er genoss das Leben und war wohl dreimal die Woche bömmeldick (besoffen).

Der Pastor hatte schon einie Male versucht, ihn zu bekehren, obwohl Jans, der Junbauer immer sagte:

„ Herr Pastor,, llassen Sie doch unserem Opa das Vergnügen. Wenn der so´n kleinen auufhat, dann singt der und tut keiner Fliege was zuleide!“

Einmal unternahm der Pastor einen erneuten Anlauf.

„Hermann,“ sagte er, „wie alt könntest du werden, wenn du demm Trinken entsagen würdest. Vielleicht so alt wie Methusalem!“

„Und, wie alt ist der geworden?“

„Methusalem wurde 969 Jahre alt. Er trank aber auch keinen Tropfen Alkohol

„Selbst in Schuld! Wenn der methusalem regelmmäßig von dem alten Klaren getrunken hätte, dann hätte er die paar 31 Jahre bis 1000 auch noch geschafft. Aber wer sich nicht ordentlich desinfiziert, der muss ja auch im Kindesalter sterben.“

Wie man sich erzählte, schnitt der Pastor das Thema fortan nicht mehr an.

Annettes Inkassounternehmen

Auf der Merschstraße in unmittelbarer Nachbarschaft der heutigen Arztpraxis (früher Berghaus) bot ein kleiner Laden seine Waren an, wo wir Kinder die roten Himbeerbonbons von unserem Taschengeld abgezählt kaufen konnten, die dann in Papiertüten verstaut wurden, auch rote kirschfarbene Bonbons am Stiel, waren der große Renner. Gerne ließ man anschreiben, und so sammelte sich im Laufe der Zeit eine Flut von handgekritzelten Schuldscheinen an, die vergebens auf ihre

Auszahlung warteten, weil es nämlich dem Ladenbesitzer peinlich war, die Kunden daraufhin anzusprechen.

A. Kurtzal¹, die Tochter des Hauses, kam schnell dahinter, dass hier etwas faul war, und so handelte sie mit ihrem Vater einen „Deal“ aus: Sie wolle die Schulden eintreiben, erhalte im Gegenzug dafür aber 50% der Geldsumme.

Annette zog also los, ganz ohne Revolver und Totschläger, suchte die Schuldner auf und nervte sie oder deren Ehefrauen solange, bis sie bezahlten.

In der Regel lief das auch ganz gut. Nur ein Bankangestellter zeigte sich sehr hartnäckig. Was machte A.? Sie meldete sich bei seinem Chef und unterbreitete ihm ihr Problem, indem sie einen Haufen von „Schuldscheine“ mit sich führte. In Zeiten fernab jeglichen Gedankens von Datenschutz wurde das Problem „auf dem kleinen Dienstweg“ gelöst. Bei der nächsten Gehaltsauszahlung erhielt besagter Angestellter 100 DM weniger in seiner Lohntüte. Als er entrüstet seinen Chef nach dem Grund seiner „Rückstufung“ fragte, redete der „Tacheles“ mit ihm. Heute wäre das undenkbar, Einsprüche beim Datenschutzbeauftragten nebst einer jahrelangen Prozesswelle wären die Folgen.

Auch Bullen haben Durst

Schwiegervater war eher Viehhändler als Gastwirt, und so gehörten ebenfalls Stallungen auf dem Hof dazu, in denen immer irgendwelche Tiere aufgestallt waren, mal Pferde, auch Bullen und später auch Schafe. Im Hof selbst stieß man auf eine Viehwaage, auf der das Vieh gewogen wurde, bevor man es verkaufte.

Eines Tages trieb man einen stattlichen Bullen auf die Waage, der auch alles still mit sich geschehen ließ. Als es dann aber darum ging, den Rücktritt zu seinem Stall anzutreten, besann er sich eines Besseren und machte sich durch den Hintereingang auf den Weg in die Gastwirtschaft, wo man nicht schlecht staunte über den ungebetenen Gast. Die Thekenrunde verließ fluchtartig das Lokal. Ein fremder Gast wagte sich nicht zu rühren und meine Frau hinter der Theke wartete vergeblich auf eine Bestellung. Stattdessen setzte der Bulle seine Erkun-

derung der Lokalitäten fort und trottete Richtung Wand zum kleinen Saal. Glücklicherweise hatte man die Tische und Stühle aufgrund einer Tanzveranstaltung am Vorabend noch aufeinander gestapelt stehen, sodass er nichts umwarf und somit auch nicht in Panik geriet, was zu unvorhersehbaren Folgen hätte führen können. Nachdem er auf seinem Rückweg auch noch den Vorhang zum kleinen Gastraum abgenommen hatte, nicht ohne den Gast eines wohlwollenden Blickes gewürdigt zu haben, verließ er grußlos die Gaststätte und stampfte majestätisch wieder seinem Stall zu. Auf den Schreck nahm man noch das eine oder andere Glas zu sich. Der fremde Gast aber war von der Event-Gastronomie derart begeistert, dass er den WDR anrief, sodass die Begebenheit nachmittags „Zwischen Rhein und Weser“ gesendet wurde.

Aufklärung

Die Stallungen meines Schwiegervaters dienten auch von Zeit zu Zeit als Deckstation für Hengste. Aufklärungsunterricht wurde zu jener Zeit eher klein geschrieben, und so mussten die Kinder schon selber aktiv werden, um die Geheimnisse der Natur zu erkunden. Als nun wieder einmal eine rossige Stute dem Hengst zugeführt werden sollte, hatten sich die Kinder längst im Heu auf dem Balken versteckt, um als heimliche Voyeure das Geschehen zu verfolgen. Kurze Zeit später konnten sie beobachten, wie auch ihre Mutter durch einen Türspalt lugte. „Mutter, komm doch hier hoch. Da kannst du viel besser gucken!“ raunten sie ihr zu, und Mutter konnte sich ein Lachen nicht verkneifen.

Bauer sucht Frau

Bauer H. Stockstrauch¹ aus dem „Gottesort“ in der Bauerschaft Wessel war als etwas verschrobener Mensch bekannt, galt auch nicht als sehr umgänglich und lebte demzufolge als Junggeselle auf seinem Hof, und das inzwischen in einem reifen Alter.

Nun hatte er im Fernsehen die Sendung entdeckt „Bauer sucht Frau...“. „Was die können, kann ich auch!“ dachte er sich und nahm all seinen Mut zusammen, um sich zu bewerben. Man schickte ihm zur Vorauswahl ein Foto von einer etwas reiferen Frau, die ihre erwachsene Tochter an der Hand hielt. Bauer K, war begeistert und rief gleich beim Sender an: Die auf dem Foto wollte er haben. Etwas verunsichert fragte ihn die Dame am anderen Ende der Leitung, wen er denn wohl mit „die“ meinte. „Ja, die junge Deen (das junge Mädchen)“, kam es wie aus der Pistole geschossen. Das Klicken in der Leitung beendete all seine Hoffnungen, und so suchte er bis an sein Lebensende vergeblich weiter.

Besätt

A.H. war mit zwei Kumpeln auf seinem Motorrad wie jeden Sonntagmorgen unterwegs zum Frühschoppen nach „Hugo im Dahl“. Auf dem Weg dorthin kam ihnen der damalige Dorfscherrif F. Mabuse¹ entgegen, der mit der Hand ein Zeichen machte, um sie anzuhalten. „Wi sind all besätt!“ [Wir sind schon besetzt!] rief A. und sauste, ohne mit der Wimper zu zucken, an dem sprachlosen Mann vorbei.

Besatzungskinder

Nach dem Ende des letzten Weltkrieges traten zunächst die Amerikaner als Besatzungstruppen auf, wurden dann aber von den Belgiern abgelöst. Und so kam es, dass eine belgische Kompanie in der Venne auf einem Bauernhof einquartiert war. Die Bauersfrau war nicht sonderlich glücklich mit ihrem Mann, obwohl sie schon einige Kinder hatten, vielmehr hatte sie Gefallen gefunden an einem jungen belgischen Offizier, der ständig mit ihr in einer ihr unverständlichen Sprache flirtete, aber seiner Mimik nach zu urteilen, waren es offensichtlich Komplimente. Ein Wort gab das andere, doch der Bauer hatte offensichtlich nichts bemerkt, auch nicht, als nach neun Monaten ein weiterer Junge seine Kinderschar verstärkte.

Der Junge gedieh prächtig, doch das Gewissen ließ der Mutter keine Ruhe, so dass sie es nicht mehr länger ertragen konnte und nach Werne ins Kapuzinerkloster fuhr, um bei einem Pater in der Beichte ihr Gewissen zu erleichtern, dass sie ihren Mann betrogen hatte. Der Pater seinerseits wollte nun wissen, ob sie ihren Mann darüber aufgeklärt hätte. Sie jedoch gab zur Antwort:

„Das will ich meinem Kerl gar nicht erst erzählen, er hat bis jetzt noch nichts gemerkt, aber ich habe solche Angst, dass der Junge, wenn er erst einmal zu sprechen anfängt, Belgisch spricht.“

(Anmerkung: Natürlich konnte die gute Frau nicht wissen, dass es Belgisch als Sprache nicht gibt, sondern dass entweder Flämisch oder Französisch gesprochen wird. Nach einer plattdeutschen Vorlage von Lambert Feldhaus)

Brennstoffknappheit

In den ersten Jahren nach dem zweiten Weltkrieg herrschte nicht nur ein Mangel an Lebensmitteln, sondern natürlich auch an Brennstoffen. Da lag es nahe, dass man sich in den umliegenden Wäldern selbst mit Brennholz in Form von heruntergefallenem Astwerk versorgte. So auch Heine Ratte¹, der sich die Wälder Westerwinkels ausgesucht hatte. Dabei begegnete ihm ein unbekannter älterer Mann, den er sogleich ansprach: „Na, Opa, gehste auch Holz fringsen?“ (Der damalige Erzbischof von Köln, Josef Kardinal Frings, hatte indirekt gebilligt, dass man von den Güterzügen Kohle zum Eigenbedarf mitnahm; so entstand der Ausdruck „fringsen“; d. Red.).

Dass es sich bei dem so Befragten um den Besitzer der Waldungen, nämlich den Grafen von Merveldt handelte, war ihm wohl nicht bewusst. Auch ist nicht bekannt, ob der Graf sich amüsiert abwandte oder seinen Handstock sprechen ließ.

(nach einer plattdeutschen Vorlage von Lambert Feldhaus)

„Bischof“ von Herbern

Ende des 19. Jahrhunderts reiste man zu Fuß, mit Pferd oder mit der Bahn. Wichtige Nachrichten wurden durch Tele-

gramm übermittelt. Arbeitsstellen, die weit außerhalb, z. B. in Münster oder Hamm lagen, erreichte man dadurch, dass man zu Fuß nach Mersch ging und mit dem Zug weiterfuhr. Der Weg zum Arbeitsplatz dauerte häufig 2 Stunden.

Ein Weihbischof in Münster, der für Herbern zuständig war, reiste gern mit der Bahn. Sein Kommen kündigte er rechtzeitig mit einem Telegramm an, damit er gebührend empfangen werden konnte. So stand wieder einmal ein Besuch in Herbern an. Der Bischof musste in Mersch abgeholt werden. Man hatte sich mächtig herausgeputzt, die Geistlichkeit und die Honoratioren des Dorfes standen mit einer geschmückten Kutsche am Bahnhof Mersch bereit, allein der Bischof war nicht erschienen. Nur ein Herberner Bürger entstieg dem Zug, H. M. aus der Südstraße. Nach längerem, vergeblichem Warten entschied man sich, H. M. in der Kutsche mitfahren zu lassen, um ihm einen Fußweg zu ersparen. Die in froher Erwartung an den Strassen stehende Bevölkerung erblickte anstelle des Bischofs ihren Mitbürger in der Kutsche, der seitdem Bischof M. genannt wurde. In Wirklichkeit hatte man sich bei dem Termin des Bischofbesuchs um eine Woche vertan.

Bußgeld geht durch den Magen

Der ehemaligen Bürgermeisterin von Emsdetten, Anneliese M. z. A., geb. W., geht manches nicht schnell genug. Sie ist immer in Bewegung und bewegt gern selbst etwas. So auch ihr Auto - ab und an im Grenzbereich des erlaubten Tempos. Seit langem besitzt sie den Führerschein, nur einmal wurde sie wegen ihres flotten Fahrstils angehalten: Als 18jährige Verkäuferin im elterlichen Geschäft hatte sie Kuchen auszufahren. Als sie dabei von den Gesetzeshütern zur Knöllchenkasse gebeten wurde, hatte sie jedoch kein Geld bei sich. „Ich habe einfach in Naturalien bezahlt, mit Bienenstich und Apfelkuchen“. Ein teures Knöllchen, denn die Beamten langten ganz schön zu. Ein schlechtes Gewissen habe sie damals nicht gehabt! Aber heute ist das wohl nicht mehr möglich, oder ...?

Bullen können nicht lesen

Damals, als die Eisenbahn von Dortmund über Werne und Capelle nach Münster gebaut wurde, kamen die Geometer (Landvermesser) mit ihren rot-weißen Stangen auch auf den Kartoffelacker von Bauer Jans Schlafstadt¹ und traten die gerade angezogenen Pflanzen nieder. Jans beguckte sich das eine Weile, trat dann auf den Vorarbeiter zu und fragte ihn, was sie denn hier zu tun hätten. Der kramte ein amtlich aussehendes Papier aus der Tasche und hielt es Jans unter die Nase. Darin stand, dass sie das Recht hätten, fremdes Land zu betreten und so weiter. Jans meinte, man hätte ihn ja vielleicht vorher informieren können.

„Brauche ich nicht!“ warf sich der Geometer in die Brust, „meine Papiere berechtigen mich ...“

„Ist ja schon gut“, meinte Jans und ging weg. Nach einer gewissen Zeit zogen die Geometer weiter auf die Kuhwiese. Jans Maibulle beguckte sich das eine Zeitlang, senkte dann sein Haupt und trabte erst auf die rot-weißen Stangen zu, von denen er keine stehen ließ und wandte sich dann an die fremden Eindringlinge, die ihre Beine in die Hand nahmen und um ihr Leben liefen und dabei „Hilfe!Hilfe!“ riefen.

Jans, der am Heck stand, nahm seine Pfeife aus dem Mund und rief: „Zeigt ihm doch die Papiere!“ und lachte sich eins ins Fäustchen.

Da tritt mich doch ein Pferd!

Es war im September 2000, die Geburtsstunde von „Herbern Parat“, als sich etliche Kaufleute aus Herbern zusammenschlossen, um durch gemeinsame Aktionen das Kaufinteresse der Bürger anzuheizen. Neben der Kirmes im Sommer musste noch ein Kartoffelfest gefeiert werden.

Da hatte der Vorsitzende und Gastwirt Hubert einen Geistesblitz. Er fragte beim damaligen Vorsitzenden des Heimatvereins, dem Landwirt Theo, an, ob man nicht mit Pferd und Wagen die Aufmerksamkeit der Bürger anlocken könnte.

Theo wusste, dass Hubert R. noch einen Kaltblüter in seinem Stall stehen hatte. Der Heimatverein konnte eine Stürzkarre beisteuern. Nun brauchte man nur noch einen Kutscher. Man musste Lambert mich nicht zweimal fragen, und so

fuhr das Gespann mit Lambert und Hubert an einem Samstag nach Werne. Hubert hatte seinen „Lukas“ auf einem Pferdeanhänger stehen, während die Stürzkarre auf einem Trailer von Stentrup mitfuhr.

In Werne wurden „Lukas“ und die Karre abgeladen, Lukas angespannt und schon donnerte das Gespann durch die Straßen von Werne, um dort für Wirbel zu sorgen.

Hubert hatte das Endbrett von der Sturzkarree quer über die Karre gelegt, sodass wir darauf sitzen konnten. Um unseren Allerwertesten ein wenig vor der Kälte zu schützen, hatten wir einen Kartoffelsack als Unterlage darüber gelegt. Auf der Münsterstraße kam uns die Polizei entgegen. Wir hielten vorsichtshalber an und fragten, ob wir alle Straßen benutzen dürfen. Da antwortete einer der beiden Polizisten:

„Meine Herren, sie dürfen fahren, wo sie wollen“ und schmunzelte vor Vergnügen. Das Pferd bekam mit der Gerte einen leichten Klaps auf das dicke Hinterteil, und weiter ging's. Am Kapuzinerkloster verspürte Lukas „ein menschliches Rühren“ und ließ einige dicke Pferdeäpfel auf die Straße sausen. Natürlich war man für so einen Notfall gerüstet: Ein Besen und ein Eimer sorgten schnell wieder für eine saubere Fahrbahn.

Nun fuhren wir wieder bis zum Hagen und dann in die Steinstraße. Am Marktplatz angekommen, stieg uns beim Café der Kaffeeduft in die Nase, sodass wir draußen saßen, unseren Kaffee schlürften und beobachteten, wie die Leute neugierig näher kamen. Vor allem die Kinder zog es immer wieder zu uns, fragten, ob sie Lukas mal streicheln durften. Da Lukas eine Seele von Tier war, ließ er alles mit sich machen, zumal der Futtersack, den wir ihm umgehängt hatten, seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Zu der Zeit standen noch Parkuhren am Markt, aber Parkgebühren für ein Pferd? Das wäre doch wider den tierischen Ernst gewesen!

(nach einer plattdeutschen Vorlage von Lambert Feldhaus)

Datenschutz

Als nun die Eisenbahn endlich in Betrieb war, nahmen Schulte Brömmelkamp¹ und Bauer Düwelpatt¹ all ihren Mut zu-

sammen und gingen zum Bahnhof Capelle, um ihre Jungfernfahrt zu beginnen. Am Fahrkartenschalter fragte sie der Beamte: „Und wohin soll es gehen?“ „Dat geiht di gar nix an [Das geht dich gar nix an] entgegeneten die beiden Datenschützer und blieben lieber zu Hause.

Der Brunnen brennt

Es war Anfang der fünfziger Jahre des letzten Jahrhunderts. Heinz Boden¹ hatte auf der Höhe an der Werner Straße ein Haus gebaut. An das Haus schlossen sich eine Tankstelle und eine Reparaturwerkstatt an. Da gab es auch einen Brunnen, aus dem das Wasser gepumpt wurde.

Nun war das Wasser dort weniger geworden. Es reichte nicht mehr aus zum Autowaschen. Da sprach Heinz Boden mit Wendelin Fulde. Er war Steiger auf dem Strontianitbergwerk* in Ascheberg bei Wickensack gewesen und hatte auch die Lizenz zum Sprengen mit Dynamit.

Gegenüber von Heinz Grund wohnte der Kohlenhändler Heine. Er hatte eine Tochter namens Anna. Nun ergab sich Folgendes: Wendelin hatte in dem Brunnen einen Schuss Dynamit abgegeben, sodass das Wasser bis auf die Werner Straße spritzte. Durch das Schießen qualmte es kräftig im Brunnen.

Die Nachbarstochter Anna war an diesem Tag mit dem Bus nach Werne gefahren und hatte Einkäufe erledigt. Deswegen hatte sie keine Ahnung, was bei Grund geschehen war. Als sie nun zurückkam und aus dem Bus kletterte, sah sie, dass der Qualm aus dem Brunnen stieg, lief zu Heinz Grund und fragte ihn: „Heinz, was ist passiert?“ Heinz war immer für einen Scherz zu haben und sagte: „Es sind Bezin und Öl aus der Tankstelle in den Brunnen gelaufen, und jetzt brennt der Brunnen!“

Zuletzt lief sie zu ihrem Vater Heinz, der gerade im Garten beim Kartoffelpflanzen war, und rief: „Vater, bei Grund brennt der Brunnen!“. Der alte Heinz wusste aber, dass gesprengt worden war, und sagte: „Dummes Mädchen! Erzähl nicht so einen Blödsinn. Wendelin hat im Brunnen gesprengt. In der Zwischenzeit waren alle Nachbarn zu Grund gekommen und wollten wissen, was los war. Sie wurden von Heinz Grund aufgeklärt.

Anna beschimpfte in den nächsten Wochen Heinz Grund nur mit „Lügenbold; Lügenbold; Lügenbold!“

[*Strontianit ist ein Mineral, das ab der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Melasse-Entzuckerung und während des 2. Weltkrieges auch als Bestandteil der Leuchtspremmunition begehrt war. D. Hrsg.]

(nach einer plattdeutschen Vorlage von Lambert Feldhaus)

Der erste Strom in Herbern

Mit dem Bau des Krankenhauses wurde am 1. August 1908 begonnen. Wie fortschrittlich man damals in Herbern dachte, zeigt sich daran, dass man eine eigene Stromversorgung vorsah. Es war eine 24 Volt Gleichstromanlage, die mit einem Dieselmotor (oder Ottomotor?) und Generator betrieben wurde. Auch die Kirche wurde mit Strom versorgt. Dafür wurde ein eigenes Erdkabel vom Krankenhaus zur Kirche bis auf das Gewölbe verlegt. Es wurden nur Leuchten angeschlossen, die Orgel wurde noch nicht mit Strom versorgt, da der Verbrauch zu hoch war. Um Stromausfall oder Verbrauchsspitzen auszugleichen, wurde eine Batterieanlage im Keller des Krankenhauses installiert. Die Gefahren einer offenen Batterieanlage waren damals noch weitgehend unbekannt und folgerichtig kam es zu einem schweren tödlichen Unfall. Eine Ordensschwester, die sich im Batteriekeller aufhielt, erstickte an den Reaktionsgasen.

Herbern bekam erst 1922 Stromanschluss.

Der Hut

Früher war es durchaus gang und gäbe, dass sonntagmorgens die Geschäfte im Dorf geöffnet hatten. Die Männer ließen sich mitunter rasieren, was ja auch nur einmal in der Woche vorkam, und die Frauen tranken ein Tässchen Kaffee in der Wirtschaft oder kauften ein paar Knöpfe im Geschäft Streitfrau in der Altenhammstr., wo Mutter Streitfrau während des Hochamtes Stallwache hielt.

Wenn nun der Herr des Hauses Streitfrau nach der Messe nach Hause kam, landete sein Hut wie immer auf der Ladentheke, was stets zu lautem Protest seiner Angetrauten führte,

die seine Kopfbedeckung dann schimpfend aufnahm und an der Garderobe aufhängte.

Eines friedlichen Sonntagmorgens, nachdem sich die allzu bekannte Prozedur wiederholt hatte, packte den alten Herrn der Zorn. Er verschwand in der Werkstatt, um kurze Zeit später mit einem Hammer und einem Nagel bewaffnet wieder aufzutreten. Zielstrebig steuerte er auf seinen Hut zu, nahm ihn von der Garderobe, legte ihn auf die Ladentheke, hielt den Nagel mit der linken Hand über der Kreppe und schlug mit der rechten den Nagel in die Theke. Dazu hörte man noch bis auf die Straße im Stakkatostil die Worte: „Un de Haut bliw liggen!“ (Und der Hut bleibt liegen!). Dem Schreiber dieser Zeilen ist leider nicht bekannt, wie die sonntägliche „Unnestun“ (gemeinsames Mittagsschläfchen nach dem Mittagessen) verlief.

Der Ölprinz

Am 09. September 1993 kam es in dem damaligen Café H. auf der Altenhammstraße zu einem Ölunfall, bei dem 2000 Liter Heizöl ausliefen und bis in die kommunale Kläranlage flossen. Herr Grünpferd, der damalige Besitzer, trug fortan den Spitznamen „Ölprinz“.

Die Bild-Zeitung

Als die hochbetagte Mutter von Rudi Streitfrau eines Morgens nicht mehr aufstehen wollte, weil sie sich zu schwach fühlte und dieser Zustand sich auch nach zwei weiteren Tagen nicht änderte, vermutete ihr Sohn, dass es nun mit ihr zu Ende ginge, und da er sowieso beruflich beim Schreinermeister und Beerdigungsunternehmer G. zu tun hatte, nutzte er gleich die Gelegenheit, um prophylaktisch einen Sarg auszusuchen.

Abends kam die Nachbarin zum Krankenbesuch, um sich gewissermaßen zu verabschieden. Nach einiger Zeit jedoch kehrte sie aus dem Sterbezimmer zurück, um der verdutzten Familie mitzuteilen, Oma habe nach Brille und Bild-Zeitung verlangt. Es ginge ihr offenbar besser. Dem Schreiber dieser Zei-

len ist leider nicht bekannt, ob Rudi Streitfrau den Sarg zurückgab oder ob er ihn möglicherweise als Zwischenlager für Gardinen oder fortan als Hausbar benutzte. Heute hätte er ihn sicher bei Ebay versteigern lassen.

Hier hinein passt auch die Geschichte von Frau G., die früher in einem Blumengeschäft als Verkäuferin arbeitete: Eines guten Tages erschien eine Frau im Geschäft und bestellte einen Kranz.

„Wann soll denn die Beerdigung sein?“ fragte Frau G. die Kundin.

„Tja, wenn wir das wüssten“, erhielt sie zur Antwort. „Sie liegt noch im Krankenhaus!“

Diebstahl in der Kirche

In der Nacht vom 8.10.1728 brachen zwei Diebe in die hiesige Kirche ein und erbeuteten die Monstranz dabei. Die Diebe waren durch ein Fenster eingestiegen, dann hatten sie das Tabernakel gewaltsam aufgebrochen, die heiligen Gefäße entnommen und die konsekrierten Hostien auf das Altartuch geschützt. In Essen wurden die Diebe gefasst und Pastor Nagel konnte die gestohlenen Sachen dort wieder abholen. Über das Schicksal der Diebe weiß man nichts Näheres.



Chorraum mit Hochaltar (Rogge)

Die fromme Helene

Eines launigen Sommerabends, als Heine und Paul etwas beschwingt vom Kegeln sich auf den Heimweg machten, kamen sie bei Laumanns¹ vorbei, wo wegen der warmen Sommernacht das Schlafzimmerfenster offen stand. Da hörten sie, wie Helene¹ zu ihrem Mann in ganz nüchternem Tone sprach: „Jans, wullst du nao wat van mi, aor sal ik mi aal biäden?“ [Johannes, möchtest du noch was von mir, oder soll ich schon mal für mich beten?“] Nach dem Gelächter auf der Straße wird sich Helene wohl fürs Beten entschieden haben.

Diensthund rettet vor Strafe

Wie H. R. in seinem Tagebuch berichtet, waren sie von der Jungschar im August 1948 mit 13 Jungs per Fahrrad zum Möhnensee geradelt, wo sie zelteten. Sie waren gerade dabei, ein

Feuer anzuzünden, um das wohlverdiente Essen zu kochen, als plötzlich zwei hohe Tiere mit einem Tier (Polizei mit Hund) erschienen. Mit strengem Blick erklärten sie, daß das Zelten und das Feuermachen hier verboten seien. Sie nahmen ihr Notizbuch heraus und wollten Anzeige erstaten. „Wie gut, daß ich noch ein Jugendlicher bin“, dachte H.R. noch für sich. Plötzlich ertönte ein Schrei, der alle aufschreckte. Was war geschehen? Der Hund hatte „Lunte gerochen“ und war in einem Zelt verschwunden, um dann kurze Zeit später mit Kuchenkrümeln am Maul wieder aufzutauchen. Er hatte den Kuchen verputzt, den Tante A. den Jungs mit auf den Weg gegeben hatte. Die hohen Herren erröteten leicht und traten von einem Bein auf das andere. Offensichtlich waren sie sehr betroffen. „Das tut uns aber sehr leid!“, meinte schließlich der Ältere. „Von einer Anzeige wollen wir dann mal absehen, Jungs. Fahrt einfach die Straße ein bisschen weiter runter. Dann links rein, da könnt ihr offiziell zelten!“ Sprach’s und verschwand mit seinem jüngeren Kollegen, dem die ganze Sache offensichtlich peinlich war. Nun gut, manchmal muss man Opfer bringen für einen höheren Zweck!

Die Spinne

Rudi Streitfrau war überhaupt ein praktisch veranlagter Mann, der sein Geld damit verdiente, dass er die von seiner Frau genähten Gardinen in den Wohnungen seiner Kunden aufhängte. Dann zeigte er sich als ein Mann von epischer Breite, der seinen unfreiwilligen Zuhörern „ein Kotelett an die Backe laberte“, wie der Volksmund so schön zu sagen pflegt.

Als er eines guten Tages von der Gemeinde den Zuschlag für die Gardinen in dem damaligen Neubau der Hauptschule erhielt, packte er kurzerhand die Gardinen auf seinen Dachgepäckträger, setzte seinen Sohn ans Steuer und legte sich in Ermangelung einer Wäschespinne selbst oben quer über die Gardinen, um sie die hundert Meter von seinem Geschäft bis zur Schule zu kutschieren.

Diedrich der Schreckliche schreibt dänische Geschichte

Mitgeteilt vom Herrn Dechant Storp in Ahaus, früher Missionar in Dänemark, entnommen aus den nordischen Geschichtsurkunden, 1920

Wortlaut des Dokumentes: Ein Didrich Schlaghoek (=heck) aus Herbern wurde in Kopenhagen auf den alten Markt 1522 hingerichtet. Er war nach einer Nachricht „filius illegitimus sacerdotis“ (illegitimer Sohn eines Priesters), war Stiftsherr(?) in Münster, kam mit Arcimboldus, dem Tetzler (Ablassprediger) des Nordens nach Scharendem. Dorthin war eine Mutter Siegberitt, eine Holländerin, ihres Zeichens Gemüsehändlerin, gekommen mit ihrer Tochter Dubeke (.. ?..durch die jene einen großen Einfluss erreichte, da Dubeke die Konkubine des Königs Christian des Blutigen war (hatte sie auf einem Bürgerball kennengelernt). Dubeke starb 1517. Über Didrich Schlaghoek sagt der Chronist Paulus Elial:(Es folgt ein lateinischer Text, der hier übersetzt steht:)

Im Januar des Jahres 1522, gezählt seit Erlösung der Welt, am Vortage des Festes der Bekehrung des heiligen Paulus, wurde ein gewisser Meister Theodorus Westfalicus, der obengenannte Diedrich (aus Herbern) zum Tode verurteilt. Er war früher ein Diener des Herrn Angelus Arcimboldus, ein Gesandter des römischen Pontifex. Nachdem er den gesamten Besitz seines Herrn verschleudert hatte, schmeichelte er sich mit Hilfe und Fürsprache einer Dame Sigbritt beim dänischen König ein, dem er dann ganz ergeben war. Mit aller Härte wurde er der Vollstrecker dessen Tyrannei. Sigbritt war berüchtigt wegen ihrer Skandale und Grausamkeiten. Diedrich war nicht nur Wortführer und Ratgeber des Königs, sondern auch der Vollzieher seiner totalen Gewaltherrschaft (in Kopenhagen und) Nachbarländern. Besonders verantwortlich war er für das Köpfen des Episkopates und des Adels sowie der Bürger von Stockholm im Königreich Schweden. (Es war das sogenannte Stockholmer Blutbad: Eine Abordnung von Bürgern, die eine Milderung des königlichen Urteils erbitten wollten, wurde von Diedrich zurückgewiesen; auch soll er priesterlichen Beistand verweigert haben). Die einzelnen Stände wurden voneinander getrennt geköpft, die Mönche des Zisterzienser Klosters Nydall wurden ertränkt. Durch den König Christian ist er zu höchsten Ehren aufgestiegen und er wurde so vermessen, dass er Herrscher von Schweden werden wollte. Später brachte er noch größeres Unglück und wollte, gestützt auf seine blutrünstige Herrschaft, auch dem Erzepiskopat von Scharense vorstehen und Pastor beider Kirchen werden. (nur geschildert, nicht bestätigt von Rom)

Er war ein böser Mensch, den man am Galgen festbinden, auspeitschen und dann zur Hölle schicken sollte. Am Ende gehorchte er mit seinem angeborenen Hass niemandem, weder dem König, noch dessen Angehörigen. Dann endlich erhob man sich gegen den Menschen Theodoricus und verhaftete ihn; dabei verhöhnnte er mit üblen Worten die römische Kirche und ihre Diener. Es kam zum öffentlichen Richterspruch, dass er auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden solle, nachdem er in Kopenhagen öffentlich gehängt worden sei.

Oh, wenn doch durch solche Urteile alle jene bestraft würden, die den Verstand der Herrschenden nur mit schlechten Ratschlägen verdrehen, beschädigen oder mit Bosheit zugrunde richten

Der geschichtliche Hintergrund ist folgender:

Ende des 15. Jahrhunderts waren Norwegen, Schweden und Dänemark unter der dänischen Krone mehr oder minder vereint. Um 1500 erlitten die Dänen gegen die Dithmarsche Bauernrepublik eine verheerende Niederlage. Durch diese Schwächung veranlasst, vertrieben die Schweden 1501 die Dänen aus ihrem Lande. In den Jahren 1513 bis 1523 versuchte der obengenannte Christian II., ein Schwager des deutschen Kaisers Karl V., die dänische Vorherrschaft wiederherzustellen und die Macht des Adels und der Geistlichkeit zu beschränken. Nach dem Sieg um 1520 über die Schweden ließ sich Christian II. als erblicher König in Stockholm krönen. Er liquidierte die Opposition bei dem „Stockholmer Blutbad“, durchgeführt durch einen Bürger aus Herbern.

(Nach einer Vorlage von Josef Kemming)

Diplomatie

Nachdem die amerikanischen Soldaten 1945 das Dorf verlassen hatten, rückten die belgischen nach, die bei der Bevölkerung nicht besonders beliebt waren, zumal es immer wieder mal zu meist kleineren Übergriffen auf die Bevölkerung kam.

Ein belgischer Soldat, nennen wir ihn einmal Hendrik, war im Frisörsalon W.I als Kunde gewesen und hatte so großen Gefallen an der elektronischen Haarschneidemaschine gefunden,

dass er sie kurzerhand mitnahm. Widerstand war zwecklos, und so musste man sich fortan mit einer mechanischen behelfen.

Als nun Meister Clemens aus der Kriegsgefangenschaft einige Tage später nach Hause kam, erfuhr er von dem „Malheur“. Nun war guter Rat teuer. Clemens, der im Krieg einige Jahre als Sanitäter in Holland stationiert war, hatte inzwischen ein wenig Holländisch gelernt, das ja der flämischen Sprache der Belgier nicht unähnlich ist. Der alte Fuchs Clemens schmiedete nun einen Plan. Er besuchte am nächsten Tag die belgischen Soldaten und fragte sich dank seiner Sprachkenntnisse durch, bis er Hendrik fand. Ganz unverbindlich quatschte er nun mit ihm über Gott und die Welt, ohne sein eigentliches Ansinnen zu erwähnen. Ein Wort gab das andere, und so setzte er in den folgenden Tagen seine Besuche fort, ja, lud Hendrik auch zum Abnedessen ein, der sich bei weiteren Gelegenheiten seinerseits mit Lebensmitteln aus deren Beständen revanchierte, bis, ja bis eines Tages die Belgier von den Engländern abgelöst wurden.

Am Abend vor dem Abmarsch erschien Hendrik bei Wesels mit einem schuldbewussten Lächeln und der Maschine in der Hand. Die beiden Männer umarmten sich wortlos und ein wenig Völkerverständigung hatte sich vollzogen.

Donnerschlag!

Es war Mitte Juli und ein recht heißer Tag. Schulze-Pieppen¹ hatte noch zwei Fuder Heu draußen auf der Wiese. Da zog ein Gewitter auf. Nun mussten alle Mann ins Heu. Nur Fränzken, der 5jährige Sohn sollte zu Hause bleiben. Da Mutter aber ihren Pappenheimer kannte, schärfte sie ihm vorher eindringlich ein: „Bleib bloß von der Zuckerdose weg, sonst schimpft der liebe Herrgott!“

Als aber die Luft rein war, war sein erster Gang zum Schrank, wo die Zuckerdose stand, holte sie heraus und konnte der Versuchung nicht widerstehen. Aber kaum hatte er das erste Zuckerklümken herunter, als das Unwetter losbrach. Erst der Blitz, dann ein fürchterlicher Knall, dass die Fensterscheiben kirrten.

Im Gesicht weiß geworden wie ein frisches Bettlaken stellte er verstohlen die Dose zurück in den Schrank und stöhnte:
„Mein lieber Herrgott, wegen so einem kleinen Zuckerklümken so'n Theater, das war doch wohl nicht nötig.“

Durchfall

Rektor D. war bekannt dafür, dass er morgens zur Schule immer eine Thermokanne mit frisch aufgebrühtem Kaffee mitnahm, zur Schulmesse, an der die Kinder vor der Schule teilzunehmen hatten. Als er dann zur Kommunion ging, mischte ihm ein böser Bube Rizinus in den Kaffee. Nach der Messe trank D. einen beherzten Schluck aus der Thermokanne, musste dann aber auf dem Rückweg zur Schule unterwegs einige Male an verschiedenen Haustüren auf der Altenhammmstraße anklingeln, um seine Notdurft zu verrichten.

Einbrecher im Pfarrhaus

Dass auch die geistlichen Herren nicht von kriminellem Ungemach verschont blieben, wird in folgender Episode deutlich:

1807 bis 1837 war Heinrich Otto Gendt aus Vechta (geb. 1.4.1772) Pfarrer in Herbern. Einige Jahre vor seinem Tod wurde des Nachts im Pastorat eingebrochen.

Die Haushälterin, die ein Geräusch hörte, steht auf und geht in die Küche. In dem Moment verlässt einer der Strolche rückwärts das Schlafgemach des Pastors. Todesmutig stößt die energische Frau ihn wieder zurück in des Pastors Schlafkammer und schreit lauthals um Hilfe. War es dieses Mark erschütternde Schreien oder waren es die besänftigenden oder gar flehenden Worte des Pastors? Jedenfalls als Hilfe nahte, waren die beiden unerkannt aus dem Fenster geklettert und längst über alle Berge.

Eine Anekdote aus der Nazizeit

Spannung herrschte zwischen den Braunen und den Leuten der KAB. Den Nazis war es ein Gräuel, dass die KAB beim Spielen von volkstümlichen Theaterstücken immer ein volles Haus hatte und alle im Dorf begeisterte, wohingegen sie bei ihren Propagandaaktionen weniger Zuspruch fanden. Einmal ging eine Meldung durchs Dorf von einem Ereignis in den Jahren vor 1933, bei dem die Nazis den Kürzeren zogen: Eine Gruppe brauner Krawallmacher hatte sich in der damaligen Wirtschaft Tergeist im Keller unter der Bühne versteckt, um irgendwann die Vorstellung zu sprengen. Ihre Anwesenheit war aber bemerkt worden. Die Leute wurden eingeschlossen und dann fürchterlich verprügelt. Man sprach davon, dass es ein „Quieten wie beim Schweineschlachten“ gewesen sei.

Ein Mann – ein Wort!

Als Gardinenaufhänger war Rudi Streitfrau nicht nur als Mann gefürchtet, der einem buchstäblich eine Klinke ins Ohr reden konnte, genauso schnell, wie er sprach, arbeitete er auch, kletterte seine Leiter wieselflink rauf und runter, spazierte auch genauso ungeniert auf dem Schreibtisch der Sekretärin seines Auftraggebers herum mit der Bemerkung, es störe ihn nicht, wenn sie währenddessen weiterarbeite. Was allerdings seine Aufträge anbelangte, so ließ er sich mitunter reichlich Zeit, ob aus Arbeitsüberlastung oder weil er wieder mal zu viel und zu lang palavert hatte, ist im Nachhinein schwer zu ergründen.

Überliefert ist jedoch die Geschichte vom Klempner und Installateur B. Rundfrau sen., der Rudi Streitfrau den Auftrag gab, in seiner Wohnung auf der Südstr. im 1. Stockwerk die just bei ihm gekauften Gardinen aufzuhängen. Die Wochen zogen dahin, doch trotz mehrfacher Erinnerung tat sich nichts. Es ging nun mittlerweile auf Weihnachten zu, als B. Rundfrau der Krage platzte und Rudi Streitfrau androhte, wenn die Gardinen nicht bis zum Fest hingen, könne er den Auftrag getrost vergessen. Der erste Weihnachtstag war angebrochen, doch der Gardinenmeister hatte immer noch nicht an der Tür des Hauses angeklopft. Da traf es sich, dass ihm der Schuldige auf dem Kirchgang über den Weg lief.

„Du, dat will ik di säggen, du brüks nich mer te kuëmen“, [„Du, das will ich dir sagen, du brauchst mir nicht mehr zu kommen“] gab er ihm zu verstehen.

„Nei, häs recht, ik sin ja auck al bi ju wäst! Kiek es no buorm hen!“ [„Nein, du hast Recht, ich bin ja auch schon bei euch gewesen. Guck mal nach oben hin!“] erhielt der Verdutzte zur Antwort. Und siehe da: Die Gardinen hingen in strahlendstem Weiß an ihrem Platz. „Wo häs du dat dann makt? Du häs doch üöwerhaups nich anbimmelt?!“ [„Wie hast du das denn gemacht? Du hast doch überhaupt nicht angeschellt!?“]

„Worüm auk, ik häw doch ´ne lange Ledder!“ [„Warum auch, ich hab’ doch ,ne lange Leiter!“]

Ein Original in Herbern

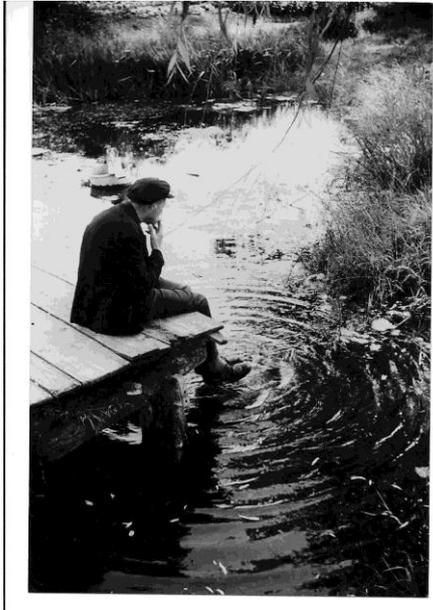
Anfang des 19. Jahrhunderts bis in die 20er Jahre stand am Kirchplatz bei Angelkort ein älteres Häuschen, das der Gaststube Platz machen musste? In diesem winzigen Bau wohnte der alte Pfeifendrechsler Offermann mit seinem Bruder. „Offermanns Männken“ [Offermanns Männchen] und „Offermanns Wiefken“, [Offermanns Weiblein] sagten die Leute zu den beiden. Der Letztere hatte in Folge seiner elenden Bettlägerigkeit in einer armseligen Strohkiste anscheinend seinen Namen. „Offermanns Männken“ hatte dann noch den viel volkstümlicheren Namen „Schmobach“ von seinem nie erkal tenden „Füerstüöfken unnere Niäs“ [Pfeife unter der Nase]. Da Schmobach neben dem Pfeifenlädchen auch einen kleinen, ein wenig unsaubereren Ausschank für „Schnäppskes“ unterhielt, so nannte der Volksmund dieses Häuschen die „Schenke zum schmierigen Löffel“.

Schmobach war eine bekannte Figur im Dorfe Keine Beer digung versäumte er im Dorfe - und selbstverständlich auch keinen Leichenschmaus! Auffallend oft hatte er auch „Geburts tag“ und „Namenstag“. Eines Tages war er in der Bauerschaft. Die Bäuerin brachte einen frischgebackenen Stuten aus dem Keller.

„Wo sall ick anschnien?“ fragte Schmobach. „Dat is doch einerlei“, segg de Meerske. „Da denn will’k ´n an Hus

anschnien“, röpp Schmobach un klemmt sich den Stuten unnern Arm un trock af.“

[„Wo soll ich anschneiden?“ – „Das ist doch egal“, sagte das Mädchen. „Na, dann will ich ihn zu Hause anschneiden“, rief Schmobach, klemmte sich den Stuten unter den Arm und zog ab.]



Zwei Herberner Originale: Links Jopp Walkötter am Westerteich, der Zeitungen austrug
Rechts: Rudi Zanicki, ein begeisterter Schellackschätzchenliebhaber und ~sammler

Entführung

Es war kurz nach Kriegsende. Die Amerikaner saßen als Besatzungsmacht noch im Dorf. Ein herrlicher Frühlingstag verlockte dazu, nach draußen zu gehen und die herrliche „freie“ Luft zu genießen, und so hatte auch Thea Wiesenhütte¹ den Kinderwagen mit ihrem Baby unter den Kastanienbaum vor dem Haus geschoben und mit einer Gardine verhängt gegen Fliegen und anderes Ungeziefer. Sie selbst hatte im Hause zu schaffen, ging dann auch mal wieder nach draußen, um nach dem Kind zu schauen, aber, oh Gott! Der Kinderwagen war weg, und mit ihm der kleine L.! Panik machte sich breit und die gute Frau schrie die Nachbarschaft zusammen. „Min Jung is wegg! Min Jung is wegg!“ Nun war guter Rat teuer, aber eins war klar: Der Kindesdieb oder die Kindesdiebin konnte noch nicht weit weg sein. Also alle schwärmten aus und machten

sich auf die Suche. Es dauerte auch gar nicht lange, bis der „Entführte“ gefunden war. Ein baumlanger Farbiger in amerikanischer Uniform schob versonnen lächelnd den Kinderwagen vor sich her und trällerte. „Swing low, sweet chariot, comin' for to carry me home...“

Erst packte die Verfolger lähmendes Entsetzen, doch dann war man eher hilflos, als man ihn festhielt und zur Rede stellen suchte. Denn: Er sprach kein Wort Deutsch und sie kein Englisch. Es nutzte nichts, Tante Anneliese musste her. Sie hatte Englisch gelernt. Dann erfuhr man die Hintergründe: Der Soldat war selbst ein junger Vater, und als er den Kinderwagen gesehen hatte, wäre es über ihn gekommen. Er hatte gar nicht anders gekonnt, als den Kleinen für einen Moment für sich zu haben, in wehmütiger Erinnerung an seinen Sohn im fernen Amerika. Nie hätte er vorgehabt, ihn zu entführen. Selbstverständlich hätte er ihn wieder im Garten abgestellt.

Es gab auch nicht einen oder eine, die jetzt noch Zweifel oder Zorn hatten, eher Mitgefühl, und manche Träne kullerte. Ein paar Tafeln Schokolade besänftigten dann schließlich auch die Mutter, die ihren L. vor allen Augen aus dem Kinderwagen liebevoll in ihre Arme nahm und dann dem Soldaten reichte. Ein Baum von einem Kerl, der dort zu Tränen gerührt stand, mit einem schreienden Winzling in seinen Armen: Völkerverständigung im Kleinen.

(Nach einer plattdeutschen Vorlage von Lambert Feldhaus)

Früh gefreit, spät bereut

Anton¹ und Siska¹ waren verrückt vor Liebe. Sie wollten sich am liebsten gegenseitig auffressen vor Leidenschaft. Später tat es Anton Leid, dass er es nicht getan hatte. Das nette, bescheidene Mädchen hatte sich zu einem richtigen Dragoner entwickelt. Das ganze Dorf hatte Manschetten vor dem Frauenzimmer; sie war wahrlich dem teufel aus dem tornister gesprungen. Am meisten Respekt hatte Anton selbst, und weil ihm die alte Schabracke ständig in den Ohren hing, war er mmeistens weit weg von Zuhause.

Anton ging regelmäßig Samstagsabends zum Doppelkopfspielen nach Hennemann. Die Doppelkopfkumpel hatten sich

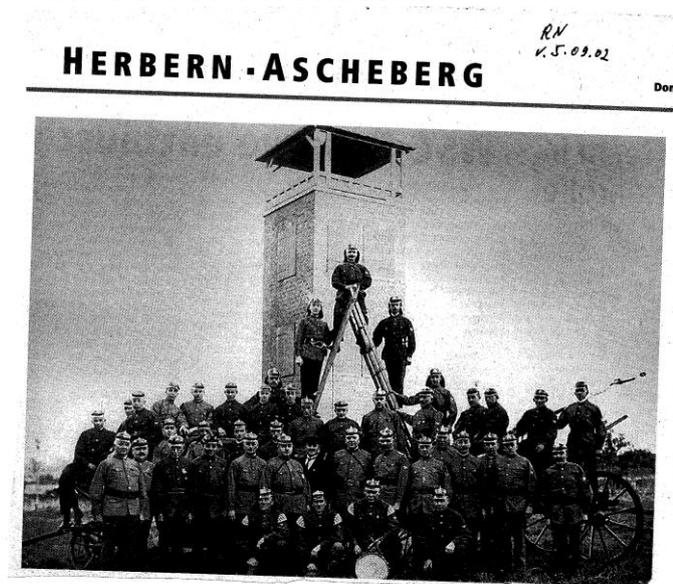
schon lange vorgenommen, ihren unter der Fuchtel stehenden Mitspieler gründlich anzuschmieren und ihn aus seiner unendlichen Ruhe zu bringen. Eines Abends, als die vier wieder Karten kloppen, klingelt das Telefon in der Wirtschaft. Der Wirt geht dran und kommt kurz darauf ganz aufgeregt wieder.

„Du, Anton, da hat gerade dein Nachbar angerufen. Bei dir zu Hause ist gerade ein Kerl eingestiegen und hat deine arme Frau überfallen.“

„Na sowas!“ knurrte Anton und nahm nicht mal die Pfeife aus dem Mund. „Hat er denn gar nicht erzählt, wie es dem armen Kerl ergangen ist?“ Dann nahm er einen Schluck und meldete einen Damensolo an.

Feuerwehrversammlung

Der Feuerwehrhauptmann hielt eine lange Rede auf der Generalversammlung, welche Einsätze sie gefahren hatten usw. Zum Schluss stellte er fest, dass die Finanzen nicht ausgereicht hätten. Der Amtmann versprach daraufhin, sie sollten sich mal keine Sorgen machen; die Gemeinde würde das Defizit übernehmen. Aber da sprang Jopp Düwel¹ auf, schlug mit der Faust auf den Tisch, dass die Gläser klirrten und schrie: „Das kommt nicht in Frage! Die Gemeinde will immer alles an sich reißen. Aber die ist Defizit, das wollen wir behalten. Das wollen wir selbst versaufen!“



Fundsachen

(aus dem Pfarrarchiv St. Benedikt Herbern)

Dass die sechsjährige Arbeit im Pfarrarchiv St. Benedikt Herbern nicht immer langweilig war belegen die folgenden Dokumente, die ein gewisses Schmunzeln auf unseren Gesichtern hervorzauberten:

Alle Schwestern befriedigt

„29.8. Der erste Betriebsausflug nach den Baujahren wird gestartet. Es gibt eine schöne Fahrt durchs Sauerland, von der alle befriedigt heimkehren.“

(Tagebucheinträge der Schwestern des St.- Josephs - Krankenhaus aus dem Jahre 1966



)

Anstalten der freien Liebestätigkeit

„Im übrigen werden die Anstalten der freien Liebestätigkeit durch deren Organe vertreten.“

(Erlass des Preußischen Ministers f. Volkswohlfahrt aus dem Jahre 1924; gemeint sind offenbar „Krankenanstalten der privaten Wohlfahrtspflege“

Benutzung der Schwestern ist gratis

„Der Unterzeichnete gibt die Erklärung ab, daß dem Hause Schulze Nordick für immer in Krankheitsfällen die Benutzung der barmherzigen Schwestern gratis freistehen soll.“

(Aus einem Dokument, das eine Spende von 300 Mark 1886 an den Fond für ambulante Pflege bestätigt.)

Böser Bubenstreich

„In den Anlagen fanden Lorbeerbäume Platz, und die von bösen Buben geköpften Heinzelmänner Hinz und Hans wurden repariert und bekamen vom Anstreicher einen schönen bunten Anzug.“

(Tagebucheintrag der Schwestern des St. Josephs – Krankenhaus aus dem Jahre 1942)



Böses Bein

„Schwester Mansueta hatte ein böses Bein und mußte strenge Ruhe bewahren.“

(Aus den Tagebuchaufzeichnungen der Schwestern im Krankenhaus St. Joseph)



Die armen Seelen im Fegefeuer

Eine der vielen Bedingungen bei der Gewährung eines vollkommenen Ablasses nach Papst Pius IX. durch apostolischen Brief vom 6. Juli 1871:

„Erforderlich ist, dass man nach reumütiger Beichte und würdiger Kommunion an dem gewählten Tage die Kirche oder Kapelle des Vereins, wenn tunlich, sonst eine andere Kirche seines Bistums andächtig besuche und daselbst frommen Sinnes um Eintracht der christlichen Fürsten, Ausrottung der Ketzereien und Erhöhung der Kirche Gottes bete.“

„Alle diese Ablässe, vollkommene wie unvollkommene, können fürbittweise den im Fegefeuer leidenden Seelen zugewendet werden.“



Dornröschen lässt grüßen

„Wenn ich vor 14 Tagen im Zusammenhang mit der Kirchenvorstands-Wahl vom Dornröschenschlaf sprach, dann kann man jetzt sagen: ‘Dornröschen beginnt die Augen aufzuschlagen.’ Es gingen immerhin 5% der Wähler zur Wahl, das sind 122 Personen, gegenüber 37 Personen bei der Wahl 1967. Gedankt sei denen, die den ‘Ohne-mich-Standpunkt’ überwand.[handschriftlich ergänzt:] Bemerkenswert ist, dass auch eine Dame einige Stimmen erhielt, ohne allerdings die notwendige Mehrheit zu erreichen.“

(Aus dem Publicandum vom 11.10.1970)



Eine Leiche zuviel

„Amtsdirektor Knaden äußerte zu diesem Punkt, daß die Einlieferung der Leiche Gramlich in die Leichenhalle des Kran-

kenhauses Herbern großes Gerede im Dorf mit sich gebracht habe. Unter anderem sei erzählt worden, daß sich in der Leichenhalle des Krankenhauses eine unbekannte männliche Verkehrsunfalleiche befinde. Keiner wüsste, wer diese Leiche sei und woher sie gekommen wäre.“

(Protokoll über die Sitzung des Kuratoriums des St.-Josefs-Hospitals am 21. Februar 1962)

„Es haben Leichen in der Leichenhalle gestanden, von denen die Hausoberin erst kurz vor der Beerdigung erfuhr.“

(Schreiben „an alle Herren Sarglieferanten“ v.1. März 1962)



Falscher Pater?

„Ein Pater Johannes Evangelista Paauw ?? aus der Picpus-Gesellschaft, angeblich in Oruro in Bolivien bekannt, macht hier Besuch und liest am Herz-Jesu-Freitag, 6.8. die Hl. Messe in etwas eigenartiger Form. Er soll noch in vielen Klöstern vorgeprochen und Spenden in Empfang genommen haben. Echtheit war fraglich“



Feuchtfrohliche Pfarrgemeinderatssitzung

Einladung zur 12. Sitzung des Pfarrgemeinderates:

Sehr geehrtes Fräulein Daumen¹ (Tochter des Vorsitzenden)

Die nächste Sitzung soll der Geselligkeit dienen. Herr Pastor Wigger lädt zu einem „traditionellen Eieressen“ ein. Auch Sie sind herzlich eingeladen am

Mittwoch, dem 29. März 1981, 19.30 Uhr

Im Pfarrheim Bergstr.

Mit freundlichen Grüßen!

W. Daumen¹

Aus dem Protokoll über die 11. Sitzung des PGR St. Benedikt v. 07.11.1980

Unter P.S.:



„Von der 12. Sitzung am 29.03.1981 konnte keine Niederschrift gefertigt werden, da es mir nicht möglich war, die vielen Flaschen und hier die vertilgt worden sind, zu zählen.“

(handschriftliche Unterschrift unleserlich).

Mundgeruch

„Betr.: Kirchengemeinde St. Benedikt gegen B. – 15 C 206/76
AG Hamm

Bezug. Heutiger Termin vor dem AG Hamm

Sehr geehrter Herr Kantenfels¹,

den o.a. Termin nahm ich heute selbst wahr. Die Beklagte ... redete auf dem Flur heftig auf mich ein. ... Dabei roch sie allerdings aus dem Hals wie die KAB-Brüder am Pfingstmontag. Sie sagte auch, dass man ihrem Mann den Führerschein weggenommen hätte (also wahrscheinlich doch Alkohol).“ (Akte B.)

(Aus einem Schreiben von Dr. Topfhaus¹ an die Kirchengemeinde St. Benedikt v. 10.06.76)



Immer diese Lehrer!

Notiz April 1948: „Mehrere Lehrer haben es nicht mehr nötig, am Sonntagmorgen mit den Kindern in die Kirche zu gehen.“

(Festschrift 75 Jahre KAB).

Ja, ja, das andere Geschlecht ...

„6. In Bezug auf die erwachsenen Kinder und die Untergebenen sollen die Mitglieder des Vereins besonders folgende Pflichten gewissenhaft beachten:

a) Sie sollen denselben die Teilnahme an Tanzlustbarkeiten und ähnlichen Vergnügungen ohne eine gute, zuverlässige Aufsicht nicht gestatten.

b) Sie sollen keine Bekanntschaft ohne ernste Absicht und begründete Aussicht auf baldige Heirat dulden und die erlaubten Bekanntschaften gewissenhaft überwachen.

c) Sie sollen jährliche Zusammenkünfte junger Leute verschiedenen Geschlechts nicht gestatten, ferner sittengefährliche Personen, unsittliche und zweideutige Reden in ihren Häusern nicht dulden, endlich auch Bücher, Zeitungen und Bilder, welche dem Glauben und der Unschuld gefährlich sind, von ihrem Hause fern halten.“

(Statuten des Müttervereins von 1903)



Jungfernfahrt im Auto

Aus einer KAB-Protokollnotiz (August 1924):

„Der Ausflug ging nach Amelsbüren mit einem Auto! Für viele war es das erste Mal, mit einem Auto zu fahren.“



Nicht mal das Bier schmeckte!

Ausflug des KAB nach Bad Iburg: Juni 1967:

„Die Portionen waren klein, und manchem lagen die harten Erbsen noch im Magen. Aus Protest wurde kein Bier getrunken.“



Schwestern schlafen im Schlafsaal

„Die Schwestern unseres St. Josefs-Hospitals schlafen zu 7 Schwestern auf einem Schlafsaal, was nach Ansicht des K.V. (Kirchenvorstandes) heute nicht mehr länger tragbar ist ...“

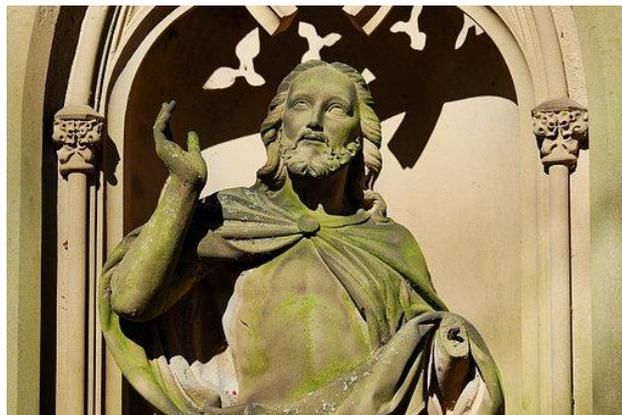
Protokoll des K.V.s v. 27. Januar 1953

Ungebührliche Leistungen

Sie (die Geistlichen) sollten zwischen den Ärzten und Schwestern im Konfliktfall vermitteln, falls sie zu „ungebührlichen Leistungen“ herangezogen werden sollten.

(Schwesterngestellungs- u. Schiedsvertrag v. 31.10.43, letztlich genehmigt v. Kapitularvikariat 13.6.43 unter G.Nr. 5583/43)

Und dann tchüss!



Loses Schreiben in einem „Verlöbnisbuch“, in dem das Verlöbnis gekündigt wird:
Die Adressatin ist nicht bekannt.

<p>Meschede d. 1. Mai 19.</p> <p>Wertes Fräulein!</p> <p>Ich würde Sie umgekehrt mir die noch in Ihrem Besitz befindlichen Sachen sofort zurück zu schicken. Unter anderem</p> <ul style="list-style-type: none">1. komplett. Carton Schreibpapier1. Ring im Werte von 15 M.1. vollständige Ausgabe von Der Graf von Monte Cristo dazu Der Herr der Welt und	<p>Meschede, d. 1. Mai 1919</p> <p>Wertes Fräulein!</p> <p>Ersuche Sie umgehend mir die noch in Ihrem Besitz befindlichen Sachen sofort zurück zu schicken. Unter anderem</p> <ul style="list-style-type: none">1 komplett Carton Schreibpapier1 Ring im Werte von 15 M. [Mark]1 vollständige Ausgabe von Der Graf von Monte Cristo dazu Der Herr der Welt und
--	--

Großer Pfarrer Wigger

hatte in Rom um eine Urlaubsvertretung gebeten und dabei als Ansprechpartner den „Reverend Onyubuki Ogo“ erhalten, an den er sich schriftlich wandte mit der Bitte, in seinem Jahresurlaub im September vertreten zu werden.

Aus dem Antwortbrief, der in schwerverständlichem Deutsch geschrieben war, zitiere ich den Schlussabsatz:

„Bitte wann sie Sie schreiben, schreiben sie Sie bitte „du“ und nicht „Sie“. Ja, rufe ich oder schreibe ich Ihnen „Sie“ weil sind Sie Gross (mit Respekt), aber ich bin klein. Deshalb, ich liebe wann Sie sagen „du“.

Gehaltserhöhung

Anfang der 50er Jahre des letzten Jahrhunderts überlegte man, ob das Beichtgitter-Fenster im Beichtstuhl wohl auch aus hygienischen Gründen nicht besser mit einer durchsichtigen Plastikfolie abgedeckt werden sollte. Pastor Heinrich Bayer bat deshalb seinen Küster Paul Schnapsfrau¹ zu einer Probebeichte in den neu hergerichteten Beichtstuhl.

„Nun sagen Sie doch mal irgendwas!“, forderte ihn der Pastor auf.

„Was denn?“, entgegnete der Küster.

„Irgendwas, ist doch nur zur Probe.“

Darauf nahm sich Schnapsfrau¹ ein Herz und fragte: „Kann ich eine Gehaltserhöhung bekommen?“

„Ich kann Sie überhaupt nicht verstehen“, erwiderte daraufhin sein Chef und ließ es dabei bewenden.



(rechts Pastor Bayer-Rogge)

Geistlichkeit auf Westerwinkel

Im Gegensatz zu Itlingen gehörte zu Westerwinkel ein eigener Geistlicher. Weisungsberechtigt war der Graf von Merveldt, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Memorandum verfasst hat, wonach sich der Kaplan zu richten hatte. Es ist gegliedert nach seinen Pflichten in geistlichen und ökonomischen Diensten Dort heißt es unter anderem:

„Dan seynd die Bedienten zur Andacht anzuführen und in Glaubenssachen, besonders die Jungen, als der Gärtners-, Hühnerjunge und andere mit besonderem Fleiß zu unterrichten und alle zu eifriger Andacht aufzumuntern, dan besonders genaue Aufsicht zu haben, dass keine Unzucht treiben, mit den Trunk sich nicht übernehmen, besonders aber des sich so schändlichen Brantweins gänzlich enthalten, dan bey alle Mahlzeiten vor und nach den Essen ihr Gebett andächtig verrichten.“
[Dann sind die Bediensteten in Glaubensdingen zur Andacht anzuleiten, besonders die Jungen (die in der Gärtnerei oder bei der Hühnerhaltung arbeiten und andere). Alle sind zu eifriger Andacht aufzumuntern. Außerdem soll darauf geachtet werden, dass sie

-keine Unzucht treiben,

-sich nicht mit dem Trinken übernehmen

-sich von dem besonders schädlichen Branntwein fernhalten

-vor und nach allen Mahlzeiten ihr Gebet verrichten; d. Hrsg.]

Zu den ökonomischen Pflichten ist ausgeführt:

„Ist die Aufsicht auf das Hauswesen zu haben und zu sehen, dass ein jeder sein Amt und davon dependirende Dienste fleißig verrichte, die daran mangelnde mit Worten, obsonst Upsaumige, welche wörtliche Correction nicht achten, mit Schlägen zu bestrafen oder bestraffen zu lassen, die incorrigible aber der Herrschaft zu melden. Und muß der Geistlicher in allem mit dem Rentmeister, dem solches mit aufgegeben wird, einig seyn.“

[Der Haushalt ist zu beaufsichtigen und es ist darauf zu achten, dass jeder sein Amt und davon abhängige Dienste fleißig verrichtet und dass diejenigen, die ihre Pflicht nicht erfüllen, mit Worten ermahnt und, falls das nicht hilft, mit Schlägen bestraft werden. Die Unverbesserlichen aber sollen der Herrschaft gemeldet werden. Der Geistliche soll sich in allem mit dem Rentmeister, dem die gleichen Aufgaben übertragen sind, abstimmen; d. Hrsg.]

Gehirnschmalz

„Fräulein“ K. lebte als „Juffer“ mit ihrer Schwester in einem Haushalt und kümmerte sich mit ihr hingebungsvoll um die Schul- und Pfarrbücherei. Dabei wurde sie nie müde zu betonen, wie wichtig doch das Lesen sei, dass es die Bildung fördere und „Gehirnschmalz“ erzeuge.

Des Öfteren brachte sie auch ausgeliehene Bücher mit in die Klasse, um den Kindern vor Augen zu führen, wie man nicht mit Büchern umzugehen habe. Da kam so einiges zu Tage, von Eselsohren über Kaffeeflecken bis hin zu halb herausgerissenen Seiten.

Der Höhepunkt war jedoch, als sie eines Tages ein Buch mitbrachte, aus dem ein offenbar in Schmalz gebratener Reibekuchen als Lesezeichen herausragte. Offenbar hatte man sie zu wörtlich genommen.

Geteiltes Leid ist halbes Leid!

Früher zog man wohl den noch nicht ganz stubenreinen Kindern Röckchen an, auch Jungen. Fränzken Schulze-Piepgen¹ hatte gerade voller Stolz seine erste Hose an, als das Malheur passierte: Er hielt nicht dicht, worauf Mutter ihm am nächsten Tag wieder sein altes Kleidchen anzog.

Da traf es sich, dass Pater Alfonsus¹ von den Kapuzinern aus dem Kloster in Werne wie üblicheinmal im Jahr die Bauernschaften besuchte, so auch hier in Wessel. Üblicherweise bekam er dann einige mildtätige Gaben, oft auch Naturalien zugesteckt. Als er nun seinen Kaffee getrunken hatte, verschwand die Mutter nach hinten, um ein entsprechendes Paket für ihn zusammenzuschnüren.

Da kroch Fränzken aus seiner Ecke heraus, umkreiste den Pater, beguckte ihn ganz genau aus der Nähe und wunderte sich dann:

„Ich weiß genau, warum du einen Rock anhast. Gestern hatte ich auch noch n´ne Buxe an. Aber so ein großer Junge? Das hast du nun davon!“

Gleichberechtigung – auch für Männer

Heine Sparpfennig¹, Jans Kurzhals¹, Willem Wüterich¹ und Bennatz Beinaheklug¹ trafen sich jeden ersten und dritten Donnerstag um 8 Uhr beim Wirt Hahnfrau¹ zum Doppelkopf, tranken jeder ´nen Schnaps und 4 Glas Bier, und wenn die große Standuhr 10 Uhr schlug, standen sie prompt auf, schütteten den letzten Tropfen herunter, bezahlten und machten sich auf den Patt nach Hause hin. Das war das einzige Vergnügen, das sich die vier in ihrer Freizeit gönnten. Pünktlich erschienen sie auf die Minute genau, genauso pünktlich machten sie Schluss, und das schon dreißig Jahre lang. Sie waren darüber natürlich älter geworden, hatten es aber gar nicht so richtig bewusst empfunden. Ihre Jungs waren gut geraten, ihre Töchter angemessen verheiratet und jeder freute sich über einige Enkelkinder. Gerne wären sie wohl auch mal eine Stunde länger geblieben, aber das verstieß gegen die Gewohnheit. Die Gewohnheit, das waren ihre besseren Hälften Mia, Siska, Truta und Lisbeth. Die hatten die Hosen an und hielten ein strenges Regiment zu Hause ab, und es war kaum möglich, dagegen anzurennen.

„Die Zeit ist um“, sagte Heine, der schon die ganze Zeit nach der Uhr geschaut hatte, „gib ab, und dann ist es Zeit fürs Bett!“

„Immer mit der Ruhe“, knurrte da Willem. „Diesmal darf es auch einmal 10 Minuten länger sein. Ich hab´ nämlich letzten Sonntag Namenstag gehabt, und kein Mensch von euch hat mir gratuliert. Aber Schwamm drüber!“ Dann gab er vier „Gestritzte“ aus, trank auch selber einen mit und lud sogar den Wirt Karl ein. Der ließ sich auch nicht lumpen und gab selbst noch einen aus, den sie genüsslich hinter die Binde kippten. Nun war es aber schon halb elf geworden, als sie auf den heimischen Herd zusteuerten.

Vierzehn Tage später saßen die vier wieder zusammen. „Na“, fragte der Wirt, „wie ist euch das zu Hause bekommen, hing der Haussegen schief?“ „Meine Siska war nicht gut zu sprechen“, gestand Jans. „Meine Truta hat acht Tage kein Wort mit mir gesprochen“, stöhnte Willem. Heine, der kleinste unter ihnen schielte zu den anderen hinauf und knurrte: „Acht Tage Eintopf hat´s bei Mia gegeben!“ „Von wegen“, meldete sich da Bennatz, „Acht Tage auf dem Sofa in der besten Stube musste ich schlafen. Aber ehrlich, Jungs, am besten bleibt das alles unter uns!“

„Ihr seid mir vielleicht Schlappschwänze!“ konnte sich da der Wirt nicht zurückhalten. „Lest ihr denn überhaupt keine Zeitung? Schaut mal her, das hat schon im März in der Westfälischen gestanden: Mann und Frau sind vom 1. April an gleichberechtigt.“

„Was hast du gesagt? Mann und Frau sind gleichberechtigt? Hab´ich denn jetzt genausoviel zu sagen wie meine Siska?“ wunderte sich Heine. „Endlich haben wir es Schwarz auf Weiß!“ bölkte Willem. „Los Karl, darauf´ne Rund Kognak zum Aufwärmen!“ „Jetzt haben wir Männer Oberwasser! Jetzt werde ich Minna zeigen, wo der Hammer hängt! Karl, tu uns noch mal ´ne Runde auf die Gleichberechtigung!“ „Die nächste Runde geht auf mich!“ jubilierte Bennatz mit verklärtem Gesicht. „Von heute an weht ein anderer Wind! Lisbeth muss mir mehr Taschengeld geben und dann kann ich jede Woche einen trinken, wie das ´nem echten Poahlbürger zusteht. Ich sage euch, die Hälfte von unseren Überschüssen bringt Lisbeth zur Volksbank und meine Hälfte, liebe Freunde, bring ich von jetzt an zu Karl Hahnfrau.“ „Und ich will jetzt auch ´nen Haustürschlüssel, der steht mir zu!“ warf sich Jans in die Brust. „Und heute Abend machen wir den Anfang. Wir geh´n nach Hause, wann wir wollen. Der Zapfenstreich wird abgeschafft. Nächsten Donnerstag, und nicht in vierzehn Tagen, treffen wir uns an diesem Tisch wieder. Unsere Frauen können nun nix mehr sagen. Das Gesetz steht hinter uns Männern! Hoch die Demokratie und der Bundestag, der auch ein Herz für uns Männer hat.“

Zum Kartenspiel kamen sie nicht mehr in dem Durcheinander. Dann tranken sie auf die eigene Gesundheit, was am besten schmeckte. Dann tranken sie auf die Gesetzesmacher

aus reiner Dankbarkeit, dann auf den Bundestag, was sie als Vaterlandspflicht verkündeten, zuletzt auf ihre Regierung zu Hause, nur aus reiner Schadensfreude. Dabei stimmten sie das Lied an: „Ach, wie so trügerisch sind Weiberherzen...“

Da schlug die altehrwürdige Standuhr zwölf, und Karl wollte Feierabend machen. Die vier standen auf, was nach einigen Versuchen auch halbwegs klappte, bezahlten und schwankten mit Sang und Klang in der lauen Sommernacht. Bei Sparpfennigs fiel die erste Stimme aus, bei Kurzhals die zweite, bei Wüterich die dritte. Bennatz alleine wollte auch nicht mehr singen. Stattdessen hielt er eine große Rede über Gleichheit, Freiheit, Gleichberechtigung und so'n Zeugs. Der Mond machte es sich ein Viertelstündchen auf dem Kirchturmshahn gemütlich und schaute von oben in die Häuser der Doppelkopfbrüder, aber er konnte schweigen!

Also nach diesem netten Abend blieb am nächsten Donnerstag der Stammtisch leer. Aber in der nächsten Woche saßen die vier alten Köpfe wieder zusammen. Karl Hahnfrau, der Wirt, war neugierig wie ein altes Weib, aber die vier wollten erst so gar nicht richtig mit der Sprache heraus. Zuletzt brach es aus Bennatz heraus: „Mein lieber Herr Gesangsverein, ich hab´mich ja jetzt schom über vierzig Jahre mit meiner Lisbeth herumgeärgert, aber was so ein Frauenzimmer alles anstellen kann, wenn die Gesetzesmacher so'n Unfug beschließen wie die Gleichberechtigung. Kurz und gut: Wir schließen ja unsere Haustür nicht ab und so kam ich schließlich in die Küche, setzte mich auf einen Stuhl und dachte erst mal nach. Über die Gleichberechtigung von uns Männern, ist ja wohl klar. Das stand ja Schwarz auf Weiß in der Zeitung. Aber die Frauen, die gucken ja bloß, wer gestorben ist, lesen den Roman und Geschichten, nur um alles, was von Politik in dem Blättchen steht, da kümmern sie sich nicht drum. Also, ich zog mich bis auf´s Hemd aus und schlich ganz vorsichtig zur Kammertür. Da ging auf mal das elektrische Licht an, und Lisbeth stand in der Tür. „Was soll das denn? Heraus mit der Sprache!“ donnerte sie. „Die Gleichberechtigung von Mann und Frau ist heute gekommen“, erklärte ich, „es steht heute in der Zeitung. Ich hab´jetzt genauso viel zu sagen wie du. Los, mach Platz, ich will ins Bett.“

Aber da hättet ihr mal Lisbeth hören sollen. „Was?“ überschlug sich fast ihre Stimme, „du Jammerlappen willst mir mit Politik und Zeitung kommen? Wart´nur, du Schlappschwanz!“ Dann packte sie mich am Nacken, zog mich über die Truhe und massierte meinen Rücken mit dem Teppichklopfer, das ich tagelang blaue Flecken hatte. Es ist man ein Glück, dass meine Alte ihre Kraft nur vom Melken hat und ihr bald die Puste ausging. Sonst hätte sie mir wahrscheinlich alle Knochen im Leibe gebrochen. Ich meine, es wäre doch schön gewesen, wenn wir die Gleichberechtigung bekommen hätten“.

„Du musst dir das nicht so zu Herzen nehmen“, versuchte Heine ihn zu beschwichtigen. „Du bist ja nicht der Einzige hier im Dorf, dem seine Frau das Fell versohlt hat. Bei uns war die Haustür abgeschlossen. Ich klapperte so lange an der Klinke, bis Mia das Fenster aufriss und schandudelte: „Bist du besoffenes Schwein wieder da? Da kannst du lange klappern. Ich mach dir die Tür nich´ los!“ – „Mann, du altes Miststück!“ schrie ich, sofort machst du die Tür los, oder ich schlag´ die Scheibe ein. Weißt du denn nicht, dass die Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau eingezogen ist? Ich hab´ jetzt dieselben Rechte wie du!“ Aber da kam ich gerade richtig bei ihr. „Wenn wir die gleichen Rechte haben, dann zeig´ ich dir jetzt, was Gleichberechtigung ist. Hast du dir welche in den Kopp gegossen, dann gieß ich dir was auf den Kopp!“ Dann schüttete mir Mia den Nachttopf auf den Kopf, dass ich wie ein Iltis stank. Was sollte ich machen? Ich verzog mich in den Stall, zog die nassen Sachen aus und verkroch mich ins Heu. Am nächsten Morgen rüttelte mich Mia wach. Sie war ganz freundlich und fragte: „Ist dir die Gleichberechtigung gut bekommen, oder sollen wir es lieber lassen, wie es war? Wo zwei Menschen dasselbe zu sagen haben, da gibt es nur Unfrieden und Streit. Von mir aus kannst du gleichberechtigt sein.“ - „Mia“, sagte ich, „quatsch mir nicht mehr von der Gleichberechtigung. Wir wollen lieber alles beim Alten lassen.“ - „Dann komm nur rein und trink erst Kaffee. Ich hab´nen besonders starken gemacht. Und dann musst du zu unserem Franz fahren und ihm für zwei Tage helfen.“ Also bei uns war wieder Frieden zu Hause, und ich bin zu unserem Jungen gefahren. Wir haben zwei Tage lang den selbstgemachten Wein abgezapft und in Flaschen gefüllt und

dabei waren wir beide so richtig gleichberechtigt. Er ist bei seiner jungen Frau allerdings mehr gleichberechtigt als ich bei Mia, Aber das kommt daher, dass die junge Frau in der Zeitung mehr nach der Politik schaut als nach den Romanen.“

Jans trank seinen Halben leer und grinste sich einen. „Ich bin billiger dabei weggekommen als ihr. „Meine Siska lag schon im Bett und schlief. Die Kammertür war abgeschlossen. Ich bollerte dagegen und rief: „Siska, mach sofort die Tür los! Die Gleichberechtigung marschiert gerade und ich hab´jetzt genauso viel zu sagen wie du! Los, mach die Tür auf, ich kann das gesetzlich verlangen.“ Drinnen bewegte sich nichts. Meine Frau schlief wie ein Murmeltier und war nicht wachzukriegen. Was sollte ich machen? Ich ging in die beste Stube und legte mich auf das Sofa. Aber das dämliche Teil war zu kurz und so hart, dass mir nach einer Stunde alle Knochen im Leib weh taten. Ich stand auf,, ging in die Werkstatt und fing an zu hobeln und zu sägen. Um 8 Uhr kam Siska und holte mich zum Kaffee. Dann sagte sie ganz freundlich; „Jans, du brauchst keine neuen Sitten einführen. Dazu sind wir beide zu alt geworden. Es muss so bleiben, wie es bisher war. Wir haben uns bis heute gut vertragen, und warum sollten wir uns auf unsere alten Tage wegen solcher Kleinigkeiten wie die Gleichberechtigung herumärtern?“ Ich nickte und alles war wieder gut.

Die alte Standuhr schlug 10. Die anderen wollten schon sofort bezahlen. Nur Heine meinte: „Jetzt mal langsam. so mit der Zeit müssen sich unsere Frauen daran gewöhnen, dass wir auch schon mal ´ne halbe Stunde später kommen. Mehr wollen wir von der ganzen Gleichberechtigung ja gar nicht haben. Denn es ist und bleibt bei allen Gesetzen doch so, der Mann ist das Haupt der Familie und die Frau ist der Hals, der den Kopf immer dahin dreht, wohin er ihn haben will.

Guten Appetit!

Der Kolonialwarenhändler, Makler und leidenschaftliche Jäger Josef Junghaus¹ war nicht überall beliebt, wohl auch deswegen, weil man ihm eine gewisse Schlitzohrigkeit nachsagte.

Der Bauer A., selber Besitzer einer eigenen Jagd, hatte ihm wegen einer Gefälligkeit einen Hasen versprochen, hatte allerdings auch noch eine alte Rechnung mit ihm offen.

Eines Tages also erhielt die Familie passend zum Wochenende ein abgezogenes Stück Fleisch, das vom Aussehen her wohl der Hase sein musste, vom Bauern A. Sonntags also wurde das Fleisch nach allen Regeln der westfälischen Kochkunst auf dem Herd zugerichtet, und ein wohlriechender Duft breitete sich in der Küche aus. Mittags wurde der Braten aufgetischt. Vermutlich wurde Rotkohl dazu gereicht, und der Herr des Hauses wird sich ein gutes Glas Rotwein dazu genehmigt haben.

Man war bereits beim Nachtschisch angekommen, als das Telefon plötzlich klingelte und sich vermutlich folgender Dialog entspann:

Bauer A.: „A. hier. Ik woll es fraagen, wie ju dat lätn schmakt hät?“

(Ich wollte mal fragen, wie Ihnen das Essen geschmeckt hat?)

Händler Junghaus¹: „Guöd. Un schön Dank auk noch för dat läckere Dier!“

(Gut, und schönen Dank auch noch für das leckere Tier).

Bauer A.: „Ach wat, de Katt was so of so al länge krank!“

(Ach, was; die Katze war sowieso schon länger krank!)

Es ist nicht überliefert, was ihm der Geschädigte daraufhin zur Antwort gegeben hat, wohl wusste das ganze Dorf schon bald, dass die Familie im Wechsel über der Keramik und/oder dem Mistfall gehangen hat und sich übergeben musste. Auch hat es geheißsen, dass die zum Kochen verwendeten Töpfe ungespült in den Müll wanderten. Im Dorf jedenfalls erscholl schon bald das Lied: „Bi Junghaus häbt se ne Katt in Pott ...“ (Bei Junghaus¹ haben sie eine Katze im Topf ...“)

„Friebeer“

Sprach die Kummer gewohnte Ehefrau zur Nachbarin: „Ik weet gar nich, wat dat fön spassig Beer is, dat Friebeer, do wät mien Kerl ümmer sau dick von!“ [„Ich weiß gar nicht, was das für ein komisches Bier ist, dieses „Freibier“, da wird mein Mann immer so betrunken von!“

Gemeindemission 1851

„Herbern hat vom 5. [Januar 1851; d. Hrsg.] ab acht Tage Mission gehabt. Drei Ordenspriester: Burgstaler, Klinkowström (Australier) und Meier waren als Missionsprediger da und zwölf Geistliche der Umgebung zur Aushilfe, um in den für die Zeit der Mission auf achtzehn vermehrten Beichtstühlen zu fungieren. Unter diesen der Pastor von Selm und der Vikar von Südkirchen. Von hier war keiner berufen. Der Andrang ist ungeheuer gewesen. Um in der Kirche Raum zu gewinnen, waren alle Bänke hinausgeschafft, keine Sitzplätze geblieben, aber für die übergroße Menschenzahl ist sie immer noch nicht groß genug gewesen.

Bei dem gewaltigen Drängen und Pressen der festgeklemmten Menge sind häufige Ohnmachten, sogar Verletzungen in der Kirche vorgekommen und kein Bitten und Ermahnen, selbst der Geistlichen von der Kanzel herab, hat die draußen mit frischen Kräften Angekommenen abhalten können, sich Einlaß zu erzwingen. Und dabei die Dauer dieser Qual! - Klinkowström besonders hat drei Stunden lange Predigten gehalten, in denen bitter geweint und herzlich gelacht worden ist. Er hat die zehn Gebote des Herrn, diesen inhaltsschweren, zu langen Predigten reichsten Stoff, das unmittelbare Gottesgesetz, ganz vortrefflich abgehandelt und namentlich beim vierten Gebot tief erschütternd, beseeligend und vernichtend gewirkt. Solche Predigten müssen den verkommensten Menschen bessern. Viele Zurückerstattungen gestohlener Sachen und große, nie so gekannte Leere der Wirtshäuser in Herbern sind die ersten offenbar gewordenen Folgen dieser heilsamen Mission.“



(aus dem Tagebuch des Rentmeisters Klein in Nordkirchen)

Geteiltes Leid ist halbes Leid!

Als die Autobahn (A1) noch in der Bauphase, aber schon befahrbar war, unternahm der als draufgängerisch bekannte Walter Docht¹ den Versuch, in Bakenfeld über eine grob hergerichtete Baustellenzufahrt auf die Autobahn zu fahren, brach sich jedoch dabei die Hinterachse seines Wagens, was ihn nicht davon abhielt, seinem Nachbarn Rudi Streitfrau¹ den freundschaftlichen Rat zu geben, doch auch mal die „Abkürzung“ zu versuchen, was der auch prompt tat und so ein ähnliches Missgeschick erlitt.

Großkapitalist

Herr H. war dafür bekannt, dass er gerne auf großem Fuße lebte, wenngleich sein Auftreten meistens mehr mit Wahn als mit Wirklichkeit zu tun hatte. Nichtsdestoweniger war er sicherlich ein Genie im „Organisieren“. So erzählt man sich, dass er in der schlechten Zeit nach dem Kriege in der Schlachtzeit zum Bauern Wuselkämper¹, um ihm ein Schwein abzukaufen. Dummerweise hatte er aber kein Geld bei. Der Bauer kannte seinen Pappenheimer und bestand darauf Bares zu sehen. Eine halbe Stunde später erschien H. wieder und blätterte den vereinbarten Kaufpreis von 500 DM auf den Tisch des Hauses. Wenn man bedenkt, dass sich das kurz nach der Währungsre-

form (1948) abspielte, wo jeder Einzelne nur ein „Kopfgeld“ von zunächst 40 DM erhielt, war das schon beachtlich. Natürlich hatte er sein Kapital im Schwarzhandel erworben.

Auch legte er Wert auf ein ausgeklügeltes Informantensystem in einer Zeit, als es noch keine Handys gab, als selbst ein Telefon nur wenige Begüterte ihr Eigen nennen konnten. So erzählt man sich, dass eines Tages die Polizei Wind von seinen dunklen Geschäften bekommen hatte und am Bahnhof Mersch auf ihn wartete, da sie erfahren hatten, dass H. wieder einmal „geschäftlich“ in Hamm war. Allerdings warteten die Häscher vergeblich auf ihn, der von irgendwo einen Wink bekommen hatte und auf der Strecke von Bockum-Hövel bis Mersch in einer langgezogenen Kurve, als der Zug seine Fahrt verlangsamte, den Ausstieg wählte.

Eines Tages hatte besagter H. eine Freundin, der er irgendwie imponieren wollte. Zu diesem Zwecke hatte er seinen Nachbarn, den Schmied „Stupp“ Hoins¹ um einen kleinen Gefallen gebeten. Er solle doch, wenn er wieder mal mit seiner Freundin an seiner Schmiede vorbeiflanellierte, heraustreten und ihn um Verzeihung bitten, dass er seine Miete noch nicht bezahlt hätte.

Gesagt, getan: Als er das nächste Mal in Begleitung „Stupps“ Haus auf der Rankenstraße passierte, stürzte der Schmied heraus, verbeugte sich tief mit den Worten: „Entschuldigen Sie bitte, Herr H., dass ich diesen Monat meine Miete noch nicht bezahlt habe.“ Daraufhin erwiderte der so Angesprochene gnädig: „Macht doch nichts. Die ganze Straße hat noch nicht bezahlt!“

Haarlos in Herbern

Siska war ein bisschen deftig und genoss nicht gerade den besten Ruf im Dorf. Folgende Begebenheit unterstreicht das ein wenig.

Siska war dabei, die Steinstufen vor ihrem Haus „mit Knochenfett“ zu schrappen, als ihr Nachbar Tönne O. sich ihr von hinten näherte. „Muorn, Siska, du büs aal wier ant schrubben, dat'm wanners kin Haor mäer sait!“ [Guten Morgen, Franziska,

du bist ja wieder am schrubby, dass man bald kein Haar mehr sieht!]

„Marjo, kaas du würlük wat sain?“ entgegnete Siska und zog verschämt ihren Rock ein Stück herunter. [Oh Schreck, kannst du wirklich was sehen?]

Hab acht vor der 8!

Bauer Heine Stockstrauch¹. aus der Bauerschaft „Gottesort“ war ein sparsamer, ja eher geiziger Mann, der stets seinen Vorteil suchte. Er war dabei seine Wiese einzuzäunen und trieb die Bohrlöcher für die entsprechenden Pfosten mit seinem Bohrgerät an seinem Trecker unmittelbar neben den Asphalt des Wirtschaftsweges, der zur amerikanischen Radarstation (auch als Ponde Rosaa bekannt) führte. So konnte er, wie er glaubte, sein Grundstück ungestraft ein wenig vergrößern. Das würde ja sowieso keiner merken. Es war noch nicht ganz eine halbe Stunde vergangen, es um ihn herum nur so von Wagen und Lastwagen mit Blaulicht wimmelte. So langsam bekam er doch rote Ohren. Was war geschehen? Die Wagenkolonne gehörte der Deutschen Bundespost (damals gab es noch keine Telekom), genauer gesagt dem Fernmeldedienst an. Dazu muss man wissen, dass damals die Hauptleitungen der Post sich durch ganz Deutschland zogen, und zwar wie eine liegende 8. Sicherlich waren sie frostsicher in einer Tiefe von mindestens 80 cm vergraben, aber der lange Bohrer des Treckers hatte zielgenau dieses Kabel erwischt, worauf es im damaligen Fernmeldeamt Münster Großalarm gab. Schnell war die defekte Stelle gefunden und in Windeseile machten sich die Techniker auf den Weg zum Gottesort, um dort auf den völlig verstörten Bauern Heine zu treffen. Die Deckungssumme seiner Haftpflichtversicherung soll gerade ausgereicht haben, um den Schaden zu bezahlen.

Herbern und Ascheberg

Im Frühjahr 1959 bin ich mit gerade mal 14 Jahren aus der Volksschule entlassen worden. Nun sollte als „der Ernst des Lebens“ beginnen.

Am 1. April 1959 kam ich bei einem Meister in Ascheberg in die Lehre. Ich lernte dort das Klempner- und Installateur-Handwerk.

Bei dem Meister waren noch sein Bruder und ein junger Geselle angestellt. Der Bruder hieß Harry, er war ein tüchtiger Klempner und hatte im Zweiten Weltkrieg in Handorf Flugzeuge repariert und auch neue gebaut. Aber es war auch ein interessanter Kerl: Er trug unter seiner blauen Arbeitskluft immer einen Schlips. Wenn er darauf angesprochen wurde, sagte er: „Wenn Ihr Euch das nicht erlauben könnt, ich kann es.“

Der junge Geselle hieß Alfred und kam aus dem Warthegau; er hatte schon bei diesem Meister seine Lehre gemacht.

In den ersten Tagen wurde mir durch den Meister allherhand beigebracht. Nun ergab es sich, dass ein Bauer in der Westerbauerschaft so eine neumodische Tränke für die Kühe haben wollte.

Morgens um sieben packten wir das Werkzeug und das Material auf den „Tempo Boy“, das war so ein Auto mit drei Rädern, eins vorne und zwei hinten. Vorne konnte man mit zwei Mann sitzen. Der dritte Mann, das war ich, musste hinten auf der Werkzeugkiste sitzen, aber immer noch besser als mit dem Rad zu fahren.

Nun ging es zum Bauern Hubert in der Westerbauerschaft. Dort angekommen bauten Alfred und ich das Werkzeug auf. Harry ging ins Haus und sprach mit dem Bauern und sie schauten sich an, was gemacht werden sollte. Dann kamen die beiden nach draußen und da sagte der Bauer: „Harry, hast du einen neuen Stift, und wo kommt der denn her?“

Wahrheitsgetreu sagte Harry: „Aus Herbern.“

Darauf stöhnte der Bauer: „Oh Gott, oh Gott, auch das noch, von Herbern, dann hat er sicher auch ein Messer.“

Ich mit meinen vierzehn Jahren dachte so für mich: „Was soll das denn? Du hast doch dem Bauern nichts angetan!“

Wir fingen dann mit der Arbeit an. Ich musste hier und da etwas festhalten und alle Arbeit machen, die so ein Lehrjunge machen muss. Am anderen Tag waren wir mit den Tränken fertig.

Meine Lehrzeit zeigte Fortschritte und manchmal musste ich auch alleine etwas beim Bauern Hubert machen. Mein Meis-

ter sagte dann immer: „Junge, mach es ordentlich!“ Das tat ich auch und bei dem Bauern hatte ich ein Stein im Brett, wie man so sagt.

Als ich dann Geselle war und wieder bei dem Bauern etwas machen musste, fiel mir der erste Tag wieder ein. Da habe ich mir ein Herz gefasst und den Bauern gefragt: „Warum hast du mich damals so kariert angequatscht?“

Da fing er an zu lachen und sagte zu mir: „Eins musst Du Dir merken: Die Herberner und die Ascheberger müssen sich manchmal ärgern.“

Da habe ich zu dem Bauern gesagt: „Ich habe es verstanden, aber jetzt musst du auch mir zuhören. Meine Großmutter hat mir mal erzählt: „Junge, das musst Du Dir merken: „Die Ascheberger haben zwei Mägen, aber kein Herz!“

Da lachte er wieder und konterte: „Herberner Weidendieb hat der Herrgott lieb“

„Und jetzt sind wir quitt!“ und schlug sich mit den Händen auf die Schenkel.

(nach einer plattdeutschen Vorlage von Lambert Feldhaus)

Hochzeitsreise

Der Amtmann stieg in Mersch in den Zug und wollte nach Münster fahren. Damals gab es bei den Sitzen noch drei Klassen, die dritte war die sogenannte „Holzklasse“, weil man dort auf einfachen holzbänken saß. Als er gerade in der zweiten Klasse Platz genommen hatte, sah er ihm gegenüber den ihm gut bekannten Bauern Schulte-Brömmelkamp¹, ein tüchtiger Mann, der auch „was an den Füßen hatte“. Der saß dort vergnügt mit einer Flasche Cognac und ´ner Zigarrenkiste auf dem Klapp Tisch und schien mit sich und der Welt im Reinen zu sein. „Na nu, Schulte. Wieder auf Verwandtenbesuch?“ suchte er das Gespräch. „Nein, Herr Amtmann, auf Hochzeitsreise!“ – „Und wo ist dann Ihre Frau?“ wunderte der sich. – „Meine Frau, die ist zu Hause. Ihr wisst doch, ich hab ´ne junge Witwe geheiratet. Warum soll ich die mitnehmen? Die hat ja schon mal ihre Hochzeitsreise gehabt.“

Homöopathie

„Trau keiner Bank oder Sparkasse, auch nicht dem Teufel, Apotheker, Doktor oder dem Finanzamt!“ lautete der Wahlspruch von Jans Kriechtier¹. Er hatte schon länger so ein Ziehen im Bein. Das ganze Einreiben mit Spiritus half nicht. Zum Doktor ging er nicht, der hatte ihm nämlich das Einreiben mit klarem Korn von Innen verboten. Eines guten Abends quälte er sich auf den Weg zu seinem Freund Jopp Heillos¹ hinter dem Friedhof. Der verriet ihm bei einem halben Liter Roggenwasser unter dem Siegel der Verschwiegenheit ein altbewährtes Hausmittel:

„Du machst dich beim Mondwechsel auf den Patt und suchst eine rote und eine schwarze Schnecke. Die packst du auf eine Schnitte Butterbrot, streust anständig Salz drüber, dass sie abschleimen und ´nen ordentlichen Löffel Senf drüber; das wirkt Wunder!“

Jans hatte schon oft davon gehört, dass Schnecken-schleim mit Zucker gut sei für kleine Kinder mit Husten, ja, dass man sogar Stickschusten damit heilen könnte. Na ja, sein Rheuma war ja auch so ´ne Art Erkältung, und warum sollten die Schnecken nicht auch seinem Bein helfen?

Nach drei Tagen war er wieder bei dem Naturheiler und sah weiß wie die Wand aus. „Mensch, gib mir endlich was, damit ich wieder essen kann!“ seufzte er, „nur mit trockenem Stuten fall ´ich bald vom Fleische, und wenn ich was Schwabbeliges sehe, wird mir Schwarz vor den Augen!“

„Wie kommt das denn. Du hast doch nicht etwa die Schnecken gegessen?“

„Was sonst?“ antwortete Jans.

„Du dumme Sau!“ entsetzte sich Jopp. „Du solltest dir einen Verband damit machen und auf dein Bein anlegen!“

„Na, nuch mach wat, was ich einmal im Leib hab´, kann ich mir nicht auch noch auf´s Bein binden.“

Hygiene

Heute war das Thema „Gesundheitsregeln“ in der Schule dran und der Lehrer erklärte denn Schülern, sie müssten immer ihren ganzen Körper sauber halten und sie dürften auch nichts in den Mund nehmen, was da nicht hingehörte.

Nachmittags unternahm der Lehrer einen Spaziergang. Da traf er seinen Schüler Alfons Linnekämper.¹ Der saß am Emmmerbach und hielt eine selbstgebastelte Angel in das Wasser.

„Na, Alfons, wieviel Fische hast du denn schon gefangen?“ wollte er wissen. Alfons bekam eine rote Birne, sagte abber nichts.

„Wieso antwortest du nicht? Hast du Zahnschmerzen?“ Anton schwieg wie ein Grab.

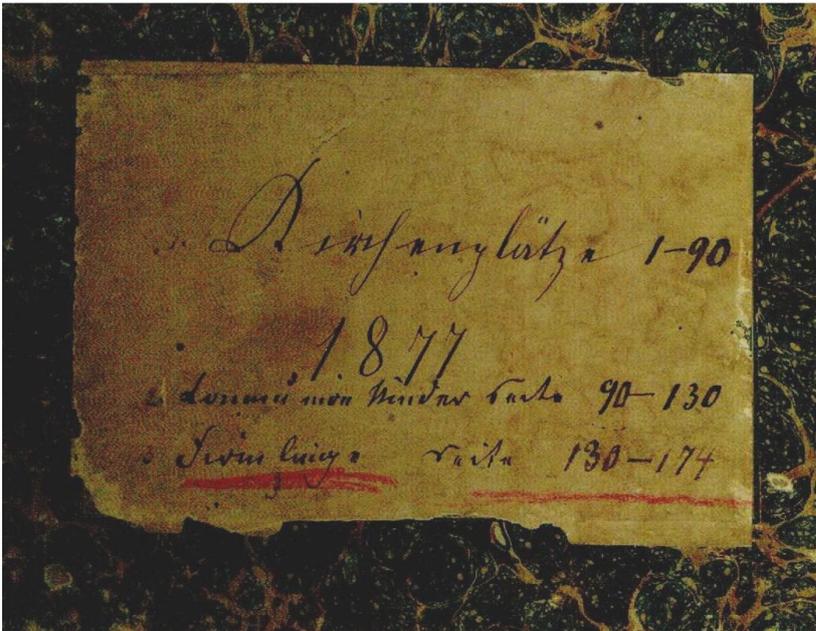
„Dann hast du bestimmt was im Mund, dass du nicht reden kannst!“ vermutete der Lehrer.

Da verzog der Knirps den Mund und quetschte zwischen den Zähnen heraus: „Ja, die Würmer!“

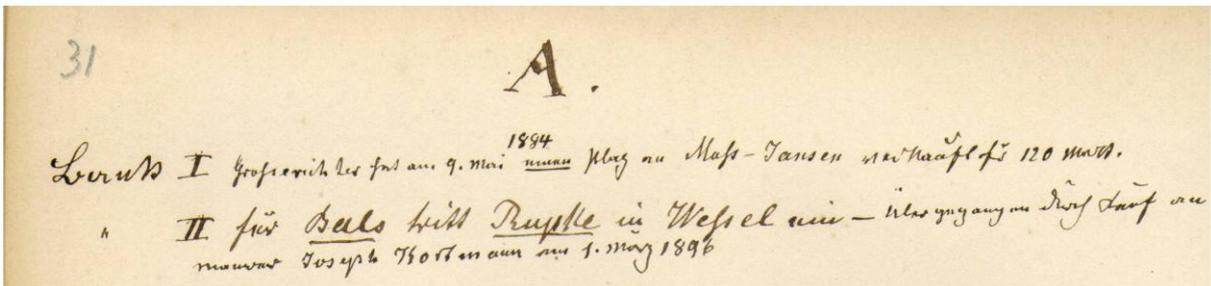
Ich kaufe mir einen Sitzplatz in der Kirche

In der letzten Zeit ist verschiedentlich davon die Rede, dass einzelne Kirchen dazu übergehen wollen, Sitzplatzkarten für die Pfarrkirche an stark besuchten Gottesdiensten wie Weihnachten zu vergeben.

Dabei wissen die Wenigsten, dass im 19. Jahrhundert Sitzplätze in den Kirchenbänken offiziell verkauft wurden. Sie konnten auch untereinander weiterverkauft bzw. vererbt werden. Der Verkaufserlös diente Anschaffungen und Anlagen in und an der Kirche, natürlich auch zum Kauf neuer Kirchenbänke. Erst Pastor Deitermann (1925-1930) schaffte diese Gepflogenheit ab.



Als Beispiel sei hier ein kleiner Ausschnitt abgebildet.



Bank I Großrichter hat am 9. Mai 1894 seinen Platz an Mass-Jansen verkauft für 120 Mark.

" II für Bals tritt Rupke in Wessel an(?) - übergegangen durch Kauf von Maurer(?) Joseph Kortmann am 1. März 1896

Ausführliche Darstellung: [http://history-st-](http://history-st-benedikt.herbern.de/Verkauf%20von%20Kirchenbänken.pdf)

[benedikt.herbern.de/Verkauf%20von%20Kirchenbänken.pdf](http://history-st-benedikt.herbern.de/Verkauf%20von%20Kirchenbänken.pdf)

In der Ruhe liegt die Kraft

Bei Boden wurde das ganze Haus renoviert und selbstverständlich hatte auch Rudi Streitfrau seinen Auftrag erhalten, die Gardinen aufzuhängen. Als er an dem Haus ankam, herrschte Hochbetrieb. Ungefähr ein Dutzend Handwerker tummelten sich im und um das Haus herum. Rudi hatte schon laut schimpfend seine Sachen ins Haus geschleppt, fühlte sich aber fürchterlich gestört in dem Durcheinander. Als man ihn suchte, standen nur seine Sachen da, er selbst war wie vom Erdboden verschwunden. Nach einiger Zeit fand der Hausherr ihn seelenruhig schlummernd auf dem Ehebett vor.

Dem Schreiber dieser Zeilen ist nicht bekannt, ob Rudi seinen Schönheitsschlaf als Arbeitslohn angesetzt hatte.

Heiligabend

Rudi Streitfrau war das, was man heutzutage als ‚Workaholic‘ bezeichnen würde. Dabei vergaß er oft Raum und Zeit, und so kam es, dass er am Heiligabend um 20.00 Uhr bei seiner Nichte Annette Kurztal¹ anklingelte, um endlich die bestellten Gardinen aufzuhängen. Dort war der Baum bereits geschmückt und alles harrte der Bescherung. A.: „Bist du eigentlich verrückt geworden? Weißt du überhaupt, was heute für ein Tag ist? Und überhaupt, mit den schmutzigen Schuhen lass’ ich dich schon gar nicht ins Haus!“ Daraufhin wischte der sich seine dreckigen Schuhe an seinen Hosenbeinen ab, stürmte an ihr vorbei und machte sich an die Arbeit.

Für Verwandtschaft kann man nichts!

Kastration in der Kirche

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts bat nach dem Gottesdienst der Pfarrer von St. Benedikt die Herren von Merveldt und von Nagel zu einem wichtigen Gespräch. Anlass war ein dauerndes Ärgernis in der Kirche in Form einer anzüglichen Darstellung eines Mannes, die zum Verderbnis Jugendlicher geeignet sei. Auf dem Epitaph sei der Graf von Merveldt in seiner Männlichkeit zu deutlich dargestellt und das könne er als Pastor nicht gutheißen. Mit Zustimmung der Herren von Nagel und von Merveldt wolle er einen Steinmetz beauftragen, um das anstößige Teil in der Kirche beseitigen zu lassen.

Der Steinmetz tat wie geheißen und beseitigte den im Schritt stark vorstehenden Wulst der Rüstung. Bisher war das gesamte Bild farblich einheitlich, doch jetzt zog ein heller Fleck die Blicke auf sich. Als der Baron von Nagel am nächsten Sonntag nach der Messe die Sakristei betrat, rief ihm ein Messdiener entsetzt zu: „Nu häw se den siäligen Baron kastreert“ (Nun hat man den seligen Baron kastriert.)

[Die Herkunft des Epitaphs liegt weitgehend im Dunkeln. Es zeigt den Grafen Hermann von Merveldt zu Westerwinkel und seine Gemahlin Ursula von Deipenbrock. Da die Sterbedaten des Ehepaares angegeben sind, weiß man, dass das Werk Ende des 16. Jahrhunderts erstellt worden ist. Der Bildhauer ist bisher unbekannt. Das Werk selbst stammt vermutlich aus einer Zeit vor 1591. Nach vergleichenden Untersuchungen mit ähnlich geschaffenen Epitaphien aus Kirchen in Tallin (Estland) vermutet Joseph Kemming, dass der Bildhauer möglicherweise ein aus Holland stammender Künstler namens Arent Passer, der auf der Durchreise nach Tallin, wo wir Werke von ihm aus dem Jahre 1596 entdecken können, hier in Herbern das Auftragswerk schuf. Nähere Einzelheiten findet man hier:

<http://history-st-benedikt.herbern.de/Epitaph.pdf>



(Nach einer Vorlage von Josef Kemming)



Das Epitaph heute
(Foto: Cramer)

Kindsleiche

Eine Notiz aus den Tagebüchern von Heinz Rogge vom 9. Juni 1951 gibt Rätsel auf:



In der Dille, bei den Apfelbäumen am Friedhof wurde die Leiche eines Kindes [gefunden]. Als die Kriminalpolizei es abholen wollte, war es verschwunden. Die Leiche war in ein Tuch gewickelt und mit Unkraut zugedeckt. Wahrscheinlich liegt

Mord vor. (Foto Rogge)

Kirchgang bei Regen

Die Bewohner der Bauernschaften waren treue Kirchgänger und kamen sonn- und feiertags immer zur Kirche, ganz gleich wie das Wetter war.

Da nur große Bauern Kutschen besaßen, fuhr man normalerweise mit dem Fahrrad oder ging zu Fuß. Die Wege waren manchmal ohne festen Untergrund und bei schlechtem Wetter und Dunkelheit schwer zu befahren.

Häufig trafen sich Nachbarschaften und fuhren gemeinsam ins Dorf. Bei einer solchen Fahrt passierte es, dass eine Frau mit dem Fahrrad ins Schlingern geriet und mit dem Gesicht in einer tiefen Wasserlache landete. Ihr Ehemann, der als Witzbold bekannt war, kommentierte kurz und trocken: „Katrin, maak de Muel to, du wis ja noch kumseern.“ (Katrin, mach den Mund zu, du willst ja noch kommunizieren).

Bis in die 50-er Jahre bestand ein Nüchternheitsgebot für die Kommunikanten.

(Nach einer Vorlage von Josef Kemming)

Keine Chance für „Stürmer“

Der „Stürmer“ war das berüchtigte Hetzblatt der Nazis. Vor dem Haus am Eingang zum Kirchplatz, dort wo vor ein paar Jahren der Dorfbrunnen stand, war ein Schaukasten der

NSDAP aufgestellt, in dem regelmäßig die Parteiblätter ausgehängt wurden. Zur Karnevalszeit fand wie üblich das 40stündige Gebet statt. Gleichzeitig hatten die Nazis ein Exemplar des „Stürmers“ (Ausgabe Dezember 1936, auf dessen Titelseite ein Bild zu sehen war, das eine Gruppe von höhnisch lachenden Juden vor dem gekreuzigten Jesus zeigte) im Schaukasten aufgehängt. In der Schlussandacht am Abend des 9. Februar 1937 predigte Pfarrer Bayer:

„Nicht weit von diesem Ort hängen Zeitschriften, die sehr herzergreifend sind. Es ist ja nichts gegen die Gesetze zu machen, wir müssen uns ja darin fügen. Die Leute sollen ihr Augenmerk nicht darauf lenken, die Eltern sollen ihre Kinder vor diesen Zeitschriften warnen. Lasst uns ein Vaterunser beten zur Erhaltung der kath. Schule und Religion.“ *(zitiert nach den Aussagen des Gendarmeriemeisters Diederichs aus einer Gemeindeakte, H541)*

Die Bevölkerung war darüber sehr aufgebracht und debatierte darüber öffentlich in den Kneipen. Am nächsten Morgen fand man die Glasscheibe des Kastens zertrümmert vor. Es wurden etliche Zeugen befragt, aber keiner wusste Genaueres zu sagen. In Verdacht geriet der Landwirt E. W., der aber alles abstritt.

Außerdem entwickelte eine Gruppe von Männern einen Plan, die Zeichen der Beleidigungen des Glaubens zu beseitigen.

Der Bauunternehmer S. besaß einen schweren LKW, der in der Lage war, den Kasten samt Gerüst und Fundamenten aus dem Boden zu ziehen. Da er aber als unbewusster Täter nicht eingeweiht werden durfte, wurde er trickreich ausgenutzt. Vor einer Fahrt mit beladenem LKW in Richtung Werne wurde er gebeten, in die Gaststätte Dinkheller zu kommen. Wie vorgeplant parkte er das Fahrzeug vor der Gaststätte unmittelbar am Schaukasten. Während Herr S. sich in der Gaststätte mit einem Klaren stärkte, banden die „Verschwörer“ den Kasten mit einem Seil an den LKW. Es geschah, was kommen musste: Der LKW riss ohne Wissen des Fahrers den Kasten mit Gerüst und Fundament aus dem Boden heraus und schleppte ihn die Südstrasse entlang in Richtung Werne. Natürlich gab es polizeiliche Untersuchungen, die aber im Sande verliefen. Schuljungen mussten die Reste einsammeln.



Kniepunkt (Plattdeutsch für jemand, der geizig ist.)

Der Pastor von Nordkirchen war bei seinen Mitbrüdern in der ganzen Umgebung als ein Geizkragen bekannt. Er selbst war es gerade nicht, aber seine Haushälterin hatte das Sagen (führte das Regiment). Sie hatte die Hosen an und gönnte keinem Menschen das Schwarze unter den Nägeln. Sie war so ein richtiger Hausdrachen.

Auf einer Konferenz wurde daher der Plan ausgeheckt, den Amtsbruder einmal tüchtig zur Ader zu lassen, genauer gesagt, seinen Weinkeller. An einem bestimmten Tag wollten sie von nah und fern zum Pastor ziehen und ihm einen Besuch abstatten.

Gesagt, getan!

Der erste, der kam, war der Doktor Landois¹ von der Ackerbauerschule. Er kam hoch zu Ross. Der Pastor nötigte ihn in sein Haus und die Haushälterin fragte ihn, ob dem Herrn ein Tässchen Kaffee genehm wäre.

„Nein“, sagte der Doktor, „bleib mir mit dem Kaffeegedöns vom Leibe. Wenn ein Schwarzkittel zu Besuch kommt, dann müssen Sie – und das merken Sie sich, Fräuleinchen – sofort fragen: Weiß oder Rot? Bringen Sie mir eine Flasche Weißen, Rheinwein ist mir am liebsten. Wer Rheinwein trinkt, kann Moselwein pinkeln.“ Die Flasche stand auch bald auf dem Tisch.

Durch das Fenster sah man von weiten schon zwei andere geistliche Herren ankommen. Als sie so das Haus betraten, waren sie außerordentlich verwundert, dass sie so „zufällig“ auf den Doktor Landois trafen. Sie ließen sich auch sofort nieder und zogen – sehr zum Erstaunen der „Huushöllersch“ (Haushälterin) - Wein dem Kaffee vor.

Allmählich kam noch eine ganze Reihe anderer Amtsbrüder anmarschiert, vermutlich auch der Herberaner, bis dass der Pastor gerade 16 Leute im Haus hatte.

„Liebe Mitbrüder!“ wandte sich dann der Doktor an die Gäste, „wir sind 16 Mann, gerade 4 Runden Solo mit echten Zockern! Reicht gerade!“

„Es tut uns aber unendlich leid“, sagte der Pastor, „dass ich keine Karten im Haus habe.“

„Das macht nichts“, sagte der Doktor, „ein guter Schwarzkittel trägt das Brevier² und das Buch der Könige immer bei sich.“

Die Karten wurden aus der Tasche geholt und los ging das Spiel. Was ist an dem Nachmittag gesoffen worden! Als die Truppe des Abends nach Hause zog, bedankten sie sich ehrerbietig für alles, was sie bekommen hatten.

Die Haushälterin und der Pastor begleiteten sie bis an die Gartenpforte.

„Wenn die Herren wieder einmal zusammen zufällig hier in die Gegend kommen“, so sagte sie säuerlich, dann gehen Sie doch um Himmels willen nicht vorbei. Ich und der Pastor haben in dieser Einsamkeit nichts lieber als einen Besuch, und besonders dann, wenn er nicht viel Umstände macht: Ein Gläschen Wein ist ja schnell aufgetischt.“

¹Es handelt sich hier offensichtlich um Prof. Dr. Hermann Landois (1835-1905), den Zoologieprofessor und Begründer des Zoologischen Gartens in Münster, der 1859 nach einem Studium der Theologie und Naturwissenschaften zum Priester geweiht wurde und nach 1860 als Dozent an der Ackerbauschule in der Burg Botzlar, Selm, war.

²Brevier= kleines Gebetbuch von Geistlichen für täglich vorgeschriebene Gebete [d. Red.]

Kotten trecken

Bennätzken saß mit seinen 12 Jahren in der einklassigen Volksschule in der Nähe des Kanonenofens, der in diesem strengen Winter ein wenig Wärme im Klassenraum verbreitete. Es dauerte nicht lange, und die Augen fielen ihm zu vor Wärme und Müdigkeit. Die Lehrerin bemerkte es und stieß Bennätzken

an: „Wach auf, du kannst doch nicht einfach im Unterricht schlafen!“ Der so Gescholtene blinzelte und sprach auf Platt: „Ick hãw de ganze Nacht Kotten trocken, aower daovan vörstoahst du so of so nix!“ [Ich hab´die ganze Nacht Geburtshilfe beim Abferkeln geleistet, aber davon verstehst du ja swieso nix.]

Kuhhandel

Die neuen Glocken wurden nach dem Krieg von dem damaligen Bauschreiner und Zimmermann Anton O. sr. per Gerüst und Flaschenzug von der Vorderseite durch ein vorbereitetes Loch in den Kirchturm gehievt. Als der damalige Pfarrer Bayer nun nach dem Lohn dafür fragte, schlug ihm der alte Fuchs Anton O. folgenden Handel vor: Er wolle auf jeglichen Lohn verzichten, allerdings sollten bei seiner Beerdigung alle Glocken zusammen geläutet werden. Der Pfarrer willigte ein, wurde allerdings zwischenzeitlich in den Ruhestand versetzt und von Pfr. Bernhard abgelöst, blieb aber noch als Ruheständler im alten Pastoratshaus auf der Merschstr. wohnen .

Als nun der alte Offermann starb, suchte sein Sohn, „Tönne“ Pfr. Bernhard auf und bat ihn um volles Geläut mit dem
alte Pastorat (Rogge)

Hinweis auf den Kuhhandel seines Vaters mit dem alten Pastor Bayer. Der nun lehnte dieses Ansinnen ab mit dem Hinweis, es gäbe einen festen Läuteplan, und da könnte ja nicht jeder ma-



chen,
was er
wolle
usw.
„Tönne“
seiner-
seits,
dem der
letzte
Wunsch
seines
Vaters
heilig
war,

machte sich auf

alte Kaplanei, später Altersruhesitz von Pastor Bayer (Rogge)

den Weg zum Ruheständler Bayer, um ihm sein Leid zu klagen. Pfr. Bayer bedeutete ihm, er solle sich mal keine Sorgen machen. Als nun der Tag der Beerdigung kam, verließ Pfr. Bernhard wie üblich die Sakristei, um den Sarg zu empfangen und einzusegnen. Der Beerdigungszug hatte noch nicht ganz das alte Gasthaus Bathe erreicht, als das volle Geläut über die Trauergesellschaft hinwegdröhnte: Ein Mann – ein Wort!

Lästige Pflicht

Als die Eisenbahn Dortmund –Münster 1914 noch im Planungsstadium war, ging es zunächst darum, den Bauern Land abzukaufen. So erschien auch ein Beauftragter an der Haustür von Schulte-Bremmelkamp¹ und redete mit Engelszungen auf ihn ein, sie bräuchten sein Land. Es würde auch gut bezahlt. „Und wo soll die Eisenbahn durchfahren?“ wollte der Bauer wissen. „Na hier, gerade mitten durch die Scheune!“ erklärte der Unterhändler. „Von wegen!“ entrüstete sich der, dann muss ich ja mehrmals am Tag die Scheunentür aufmachen!“

Malunterricht

Terro saß in der Schule und hatte Malunterricht. Eine Wiese mit grasender Kuh war angesagt. Terros dachte mehr darüber, wie er schnell seine Hausaufgabe erledigen konnte, um seiner Mutter zu Hause zu helfen und trumte so vor sich hin, bis ihn die Lehrerin ansprach: „Terro, dann zeig doch mal, was du gemalt hast!“ Terro lieferte ein leeres Blatt ab, was die Lehrerin zu der Frage veranlasste: „Und, Terro, wo isz das Gras?“ „Hat die Kuh aufgefressen“, antwortete Terro, wie aus der Pistole geschossen. „Und die Kuh?“ – „Na, die ist doch satt und abgehauen!“

Mundraub

Die Geschichte spielte sich in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts ab. Wir waren eine eingeschworene Bande von Jungen aus der Nachbarschaft: Schorsch und Jürgen aus der Mersch, Peter, der Sohn des Polizisten, Willi, der Sohn des Schneidermeisters, die Brüder Richard und Alfred, die bei Tante Tina auf der Bernhardstr. wohnten und ich. Wir wohnten damals noch im Feuerwehrhaus. Meistens war Jöppken von der Südstr. auch dabei.

Wenn nachmittags die Schule aus war, dann wollte man was unternehmen. Unser Revier ging von „Huppen in´ne Griesen Dörn“ [Der Kotten lag auf der Verlängerung des Athornweges; d. Hrsg.] auf dem Weg zu „Hugo im Dahl“ bis zum Simmeristen [Herr Meyer-Weitkamp] an Ferkmanns Busch. Spielplätze wie heute gab es noch nicht, aber das war überhaupt nicht schlimm, schließlich bot die Natur mit Büschen, Wiesen und Sommeräpfel-bäumen genügend Raum für allerlei Unternehmungen. Diese Bäume standen in einer Wiese die Jopp Reh¹ gehörte. Sie lag da, wo heute die Lindenstraße entlang geht.

Jopp wohnte in der Bernhardstr., war Schreinermeister und hatte dort auch seine Werkstatt, außerdem ein paar Kühe und Schweine im Stall. Was immer man über Jopp sagen wollte, er hatte im 1. Weltkrieg Pech gehabt: Ein Schrapnell hatte sein Bein zerfetzt, und seit dieser Zeit trug er ein Holzbein, war also behindert.

Gut, fast jeder von uns hatte zuhause einen kleinen Appelhoff, aber nicht einer hatte einen Sommeräpfelbaum mit diesen herrlichen grünen Äpfeln, die so fantastisch süß schmecken, auch zum Apfelmus gut geeignet, aber fast zu schade waren. Waren dann die Sommeräpfel reif, dann zog es uns magisch in Jopps Wiese. Natürlich hatten wir im Religionsunterricht gelernt: „Du sollst nicht stehlen!“ Aber das taten wir ja auch gar nicht, wie wir uns sicher fühlten. Wir hatten damals nämlich einen kleinen Vikar mit Vornamen Arthur [Bohr, 1951-1957; d. Hrsg.]. Der hatte uns in der Christenlehre sonntagnachmittags erzählt: „Wenn ihr mal Hunger auf einen Apfel oder eine Birne oder sonst was Leckeres habt, dann dürft ihr zugreifen, nur nicht zuviel. Das ist nämlich nur Mundraub!“ Das hatten wir uns gut gemerkt, wenn wir auch sonst nicht unbedingt aufpassten.

Jetzt war also die Zeit gekommen, dass die Sommeräpfel reif waren. Deswegen zog es uns zu Jopps Wiese. Und die Äpfel schmeckten wirklich fantastisch. Allerdings hatte sich Jopp zur Angewohnheit gemacht, nachmittags mit seinem Rad, das an der Seite, wo das Holzbein hingehörte, eine Invalidenkurbel hatte, seine Wiese aufzusuchen, um nach den Kühen mit ihren Kälbern zu schauen. Nun war Holland in Not. Er hatte sein Rad schon am Schlagbaum angelehnt und er würde uns sicher erkennen, dann unsere Eltern verständigen... Nicht auszumalen, was dann passieren würde. Also nichts wie weg!

Es war gutgegangen. Aber einige Tage später hatten wir wieder „Schmacht“ auf Sommeräpfel. Also ab zu Jopps Wiese. Jopp hatte inzwischen allerdings Lunte gerochen. Er kümmerte sich nicht mehr selbst um die Wiese, sondern hatte diese Aufgabe wohlweislich an seinen Sohn delegiert. Und der war nur ein paar Jahre älter als wir und kannte uns natürlich. Es kam, wie es kommen musste: Unsere Eltern wurden verständigt und zu Hause gab es ein fürchterliches Donnerwetter und Hausarrest. Der vom Vikar deklarierte und legalisierte „Mundraub“ hatte von nun an ein unrühmliches Ende gefunden.

(nach einer plattdeutschen Vorlage von Lambert Feldhaus)

Musiker können nicht nur blasen

Die Blaskapelle Schwartländer war auf der Rückreise von Fak am See in Österreich mit einem Busunternehmen aus der näheren Umgebung, als es plötzlich zu regnen anfang. Normalerweise kein Problem, nur dass der Bus schon einige Jährchen auf dem Buckel hatte und das Dach eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Schweizer Käse aufwies, mit der Folge, dass die Insassen entsetzt ihre Schirme hervorkramten und aufspannten.

Zu allem Überfluss setzten dann auch noch die Scheibenwischermotoren aus. Nun war guter Rat teuer. Einfach so weiterfahren war dem Busfahrer Daniel Raumfrau zu riskant. Aber da hatte er nicht mit dem Einfallsreichtum der Spielmannsleute gerechnet, zu denen in der Regel auch praktisch veranlagte Handwerker gehören.

„Hast du ein Seil im Kofferraum?“ fragten sie Daniel. „Nein, wozu?“ „Dann halte an der nächsten Tankstelle.“

Gesagt, getan. Daniel quälte sich die paar hundert Meter bis zur nächsten Tankstelle, wo einige Praktiker verschwanden und mit einem Seil wiederkamen. Ehe er sich versah, hatten sie das Seil mit den Scheibenwischern verknotet und zogen probeweise hin und her. Es klappte. Nun nichts wie rein in den Bus, die Seitenscheibe leicht geöffnet und das Seil durchgezogen. Daraufhin ergriffen zwei „Maschinisten“ das jeweilige Seilende und zogen abwechselnd nach links und nach rechts. Siehe da, schon hatte Daniel wieder freie Sicht. Sobald es wieder stärker regnete, rief er: „Schneller!“ und die Helfer legten sich mächtig ins Zeug, bis ihnen der Schweiß von der Stirn rannte. Nach gut einer Viertelstunde meldeten sich die beiden nächsten Freiwilligen, dann die nächsten, bis dass der Regen endlich aufhörte. Ich weiß nicht, was „dein Freund und Helfer“ dazu gesagt hätte im Falle einer Kontrolle, aber die fand glücklicherweise nicht statt.

Musik liegt in der Luft

Als Willi G. noch „Stift“ beim Anstreichermeister Willi M. war, konnte ihm sicher nicht entgangen sein, dass sein Meister kein Kind von Traurigkeit und einem guten Tropfen nie abgeneigt war. An einem Dienstag nach dem Schützenfest kam er wie gewohnt zur Arbeit und war recht erstaunt, dass sein Meister weit und breit nicht zu sehen war. Des Meisters Frau schien aber überhaupt nicht verwundert oder in Sorge zu sein, sondern gab ihm stattdessen den gut gemeinten Rat: „Sai tau, dat'n finds!“ [Sieh zu, dass du ihn findest!]

Sogleich machte er sich auf den Weg und fragte sich so durch das Dorf, bis er den entscheidenden Hinweis erhielt, er solle doch mal mit seinem Rad zur Waldgastwirtschaft „Bockholt in der Heide“ fahren. Als er so durch den Wald von Westerwinkel radelte, erfreuten bald lustige Klänge sein Ohr, die nur von einer Musikkapelle her stammen konnten. An der Wirtschaft angekommen, bot sich ihm ein merkwürdiges Bild: Die Musiker saßen mit ihren Instrumenten in den Bäumen und spielten, was das Zeug hielt. Sein Meister tanzte selig zu den Klängen ein bühnenreifes Solo. Ziemlich sicher ist, dass die Arbeit an diesem Tag ruhte.

Überliefert ist auch, dass besagter Willi M., der ja bekanntlich gern ein Gläschen trank, nachts nach seinen Zechtouren, vor seinem Hause angekommen, immer lauthals rief: „Gute Nacht, Herr Vikar!“, sodass seine Frau glauben sollte, er wäre in kirchlicher Mission unterwegs gewesen. (Zu der Zeit stand gegenüber dem Mohrketteschen Haus die alte Vikarie, da, wo heute ein Mietshaus Ecke Südstr. / Merschstr. steht; d. Verf.)

Naturalien

Es muss vor der Währungsreform 1948 gewesen sein, als die Hauswasseranlage auf dem Hofe S. ausfiel und Frischwasser aus dem Brunnen nur noch über eine Handpumpe besorgt werden konnte. Der Klempner Wilhelm Ganzen¹ wurde gerufen und um Rat gebeten, was denn nun zu tun sei. Nach kurzer Überprüfung stand fest: Es musste eine neue Anlage her, die alte war nicht zu reparieren. Aber wer konnte und wollte so ein Gerät liefern. Neben dem Kaufpreis musste wohl noch etwas Zusätzliches gegeben werden, da Geld in jenen schlechten Zeiten nicht viel wert war. In jener Zeit konnte es natürlich ins Auge gehen, wenn jemand erwischt wurde, der "schwarz" geschlachtet und das Schlachtfleisch auch noch "schwarz" verkauft hatte (s.a. die Geschichte "Unna kommt"; d. Hrsg.)

Wilhelm Ganzen¹beratschlagte sich mit seinen Großhändlern. Eine Hauswasseranlage in der nachgefragten Größe war schließlich wohl lieferbar. Aber nicht zu dem regulären Preis! Nun war guter Rat teuer und man fragte an, was denn so nebenher wohl gemacht werden könnte? Wilhelm musste einige Male mit seinem Motorrad hin und her fahren, um die Modalitäten auszuhandeln. Ein Telefon gab es noch nicht überall und die Damen aus der Telefonvermittlung konnten einiges mithören (durften es aber nicht). Bei dem Großhändler in Münster musste wohl eine kleine Party angestanden haben. Jedenfalls wurde gefragt, ob denn wohl ein Schwein lieferbar wäre. Da traf es sich gut, dass Josef S als Soldat in einer Metzgerei gearbeitet hatte. Man einigte sich schließlich darauf, dass neben dem offiziellen Kaufpreis eine geschlachtetete Sau geliefert werden sollte.

Der Klempner hatte, wie das damals so üblich war, selbst auch einige Schweine und zwei Rinder. Also brauchte er hin und wieder etwas Stroh. Eines Tages kam S. mit einem hohen Fuder Stroh auf einer Stürzkarre. Das konnten alle Nachbarn sehen; schließlich war das nichts Ungewöhnliches. Die Karre wurde hinter der Werkstatt abgeladen. Bei den letzten Ballen allerdings wurden die Bewegungen bedeutend behutsamer: Tief unter dem Stroh war das geschlachtete Schwein versteckt. Das durfte natürlich niemand sehen. Dieses Schwein musste erst mal sicher gelagert und versteckt werden. Wilhelm setzte sich wieder auf seine Maschine und fuhr nach Münster, um den Händler zu informieren, dass das Schlachtfleisch abholbereit wäre. Dem guten Mann lief sicher schon das Wasser im Mund zusammen, und kurz darauf kam tatsächlich die benötigte Hauswasseranlage an. Im Gegenzug wurde das Schwein aufgeladen, gut in einer Kiste aus der Werkstatt verpackt und das alles ohne Stroh.

Wilhelm installierte anschließend die Hauswasseranlage, die dann noch viele Jahre ihren Dienst tat und das Haus mit Brunnenwasser versorgte.

(nach einer Vorlage von Josef Bernsmann)

Not macht erfinderisch

Der Küster Paul Schnapsfrau¹ war bekanntlich kein Kind von Traurigkeit und als geselliger Mensch, der er nun mal war, kegelte er auch in einem Kegelclub in der ehemaligen Gaststätte Westhues.

Als man nun eines Abends wieder in fröhlicher Runde zusammentraf, fiel es ihnen wie Schuppen von den Augen: Man hatte den Geburtstag der Wirtin vergessen. Nun war guter Rat teuer, schließlich konnte und wollte man es sich nicht mit der alten Dame verscherzen. Paul Schnapsfrau¹ aber, für seinen Einfallsreichtum bekannt, verschwand kurzerhand, um alsbald mit einem wunderschönen Strauß Gladiolen wiederzukommen und so der Wirtin mit salbungsvollen Worten zu gratulieren. Nachdem die Wirtin tief gerührt die Bahn verlassen hatte, um eine Runde Freibier anzuzapfen, bestürmten ihn seine Kegelbrüder,

wo in Teufels Namen er so spät denn noch die Blumen bekommen habe.

„Die Mutter Gottes möge es mir verzeihen, aber ich verspreche euch, morgen hat sie frische Blumen!“ war die Antwort, und man erzählte noch lange von einem feucht-fröhlichen Abend.

Ordnung ist das halbe Leben

Aber eben nur das halbe. Immer wieder gibt es Menschen, die bei allen herausragenden Fähigkeiten in ihrem eigenen Lebensbereich im Chaos zu versinken drohen, so auch Pfarrer Bernhard Wemer aus Löningen (von 1837 bis 1873 als Pfarrer in Herbern tätig). Wemer war das, was man eine „Seele von Mensch“ bezeichnet, ein wahrer Menschenfreund, der stets das (auch materielle) Wohl der Armen und Notleidenden im Auge hatte, daher selber viel spendete und sich um Spenden kümmerte.

Nur eine menschliche Schwäche hatte er: Sein Zimmer war eine Sehenswürdigkeit: Briefe, Umschläge, Dokumente, Broschüren, Bücher, Geld, Pfarregister usw. lagen in buntem Wirrwarr auf Tischen, Stühlen, Körben, Schränken und Schubladen herum. Nach seinem Tode wurden in seinem Zimmer an unzähligen Stellen verstreut 1550 Thaler gefunden, darunter allein für 100 Thaler Kupfermünzen. Ich frage mich bis heute, wo er wohl den Abgesandten des Bischofs, den „Archidiakon“ hat Platz nehmen lassen.

Pannkoken

Das Elternhaus meiner Schwiegermutter besaß eine Bäckerei und eine Gastwirtschaft und beschäftigte demzufolge auch immer einige Angestellte (Bäcker und junge Mädchen als Küchenhilfen etc.). Der Müller Ludwig M. war dafür bekannt, immer den Schalk im Nacken sitzen zu haben, und so ließ er keine Gelegenheit aus, mit den jungen Mädchen seinen Schabernack zu treiben, bis diese sich einmal revanchierten. Als er wie immer sein Mehl abgeliefert hatte und nach vorne in die Schänke ging, um sich einen hinter die Binde zu gießen, nutzen

die jungen Leute die Gelegenheit und spannten ihm sein Pferd aus und dann verkehrt herum, das heißt mit dem Kopf zum Karren, wieder ein.

Als er wieder zu seinem Karren trat, sah er die Bescherung, spannte den Gaul unter Flüchen und Verwünschungen wieder richtig herum ein, nicht ohne vorher lauthals Rache zu schwören.

Und richtig! Die Gelegenheit bot sich, als er an einem kalten Wintertag wieder sein Mehl ablieferte und ihm auf dem Gang in die Gastwirtschaft der Duft von frisch gebackenen Mehlpfannekuchen in die Nase stieg. Als er an einem frisch geschlachteten Schwein vorbeikam, das man – wie damals üblich – auf eine Leiter zum Ausbluten und Ausschlachten gehängt hatte, zückte er, ehe man es sich versah, sein Taschenmesser rasierte der Sau die Zitzen ab, um sie in seinen breiten Pranken verschwinden lassen. Sein Weg zur Theke führte ihn immer durch die Küche. Dort angekommen, ließ er unbemerkt die Fleischbeilage in der Schüssel mit dem Pfannkuchenteig verschwinden, rührte noch mal kurz mit seinem Zeigefinger um, leckte ihn ab, ging zur Theke und bestellte sich seinen Korn. Er hatte es heute nicht besonders eilig und bestellte noch das eine oder andere Gläschen, bis aus der Küche Laute des Entsetzens an sein Ohr drangen. Da erst machte er sich auf den Rückweg durch die Küche, nicht ohne ein vergnügliches „Guëden Aptiet!“ zu knurren.

Paoter Jans

Jans¹ wohnte in der Bauernschaft Forsthövel, so in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Von dort war es ein langer Weg zur Kirche, schließlich hatte man noch kein Auto, und die Pferde brauchten halt eben des Sonntags ihre Ruhe. Also machte man sich zu Fuß mit der ganzen Familie auf den Weg zur Messe.

Nun war es ein besonders kalter Sonntagmorgen, als sich wieder mal die gesamte Familie auf den Weg zur Kirche machte. Jans fror erbärmlich und irgendwann ging ihm das alles zu langsam, sodass er den anderen im Sauseschritt vorauslief.

In der Kirche angekommen, sah er bereits, wie einige Gläubige vor den Beichtstühlen Platz genommen hatten, um

dort die Gelegenheit einer Ohrenbeichte wahrzunehmen, wie das damals vor den Sonntagsmessen so üblich war.

Jans zitterte aber immer noch vor Kälte. Schließlich waren damals die Kirchen noch nicht beheizt. In seiner Verzweiflung rettete er sich in einen Beichtstuhl, dessen samtenes Tuch ein wenig Rettung vor dem kalten Luftzug in der Kirche versprach. An diesem Beichtstuhl hing oben in der Mitte ein Schild mit der Aufschrift „Pater“. Nun muss man wissen, dass zu jener Zeit häufig ein Pater aus dem Kloster in Werne bei Beichten oder sonstigen liturgischen Handlungen aushalf. Auch muss man wissen, dass dieser Beichtstuhl bei den Pfarrangehörigen besonders beliebt und stets umlagert war, denn natürlich beichtete man seine intimsten „Sünden“ lieber bei einem Fremden als bei einem einheimischen Geistlichen, den man ja am nächsten Tag wieder auf der Straße traf.

Als Jans es sich so gerade ein wenig gemütlich machen wollte, hörte er, wie sich zaghafte Schritte „seinem“ Beichtstuhl näherten. Eine junge Frauengestalt kniete nieder und ein hübsches Gesicht näherte sich dem vergitterten Fenster, und ehe er sich versah, erzählte sie ihm, dass sie es mit dem Bauern getrieben hatte. Jans hörte schnell am Tonfall heraus, dass hier Elsbetken¹ Einblicke in ihr Intimleben verriet. Nun war es zu spät, sich erkennen zu geben, also spielte er mit, zumal ihm schon sichtlich wärmer geworden war. Mit tiefer, verstellter Stimme murmelte er: „Mehr!“ und erfuhr so noch weitere pikante Einzelheiten. Zum Schluss der Beichte erlöste der „Priester“ die Gläubigen mit dem lateinischen Segen „Ego te absolvo“, man war ja schließlich Messdiener, nicht ohne ihm oder ihr eine „Buße“ auferlegt zu haben, die er für die Schwere der Sünde angemessen hielt, also z.B. 10 „Vater unser“ und 10 „Gegrüßet seist du, Maria“ beten. Beim Ausdenken der Buße half Jans seine Fantasie, nur bei dem Schlussegens musste er ein wenig husten, um seine Unsicherheit zu verbergen.

Ein Fräulein löste das andere ab und Jans erfuhr eine belebende Erweiterung seines Aufklärungsunterrichts, bis dass seine Lehrerin, Fräulein S. niederkniete und sehr schnell „den Braten roch“, ihn hinter dem Vorhang wegzerzte und ihn an den Ohren nach draußen zog, wo es eine gewaschene Gardinen-

predigt setzte. Seit der Zeit aber trug Jans den Spitznamen „Paoter Jans“.

Nachzutragen wäre, dass diese Freveltat nicht ohne kanonische Folgen blieb: Der Bischof von Münster musste die Entwei- hung des sakralen Stuhles durch eine erneute Einsegnung wie- dergutmachen.

Prumen

Meine Schwiegermutter wusste von dem Totengräber Wiesen- fluss¹ zu berichten, der nach einigen Bierchen immer die Ge- schichte von dem hartherzigen Bauern erzählte, den er in der kargen Nachkriegszeit um ein paar Pfund Pflaumen für seine Not leidende Familie bat, zumal sich die Pflaumenbäume unter der Last ihrer Früchte schon in der Wiese bogen. Der Bauer je- doch ließ ihn mit der Bemerkung abblitzen: „Wi häbt kiene Prumen!“ (Wir haben keine Pflaumen!). Als besagter Bauer dann in seinem Grabe in der Gruft lag, die von dem Totengrä- ber zugeschaufelt werden musste, sei er auf dem Sarg herum- gesprungen und hätte immer wieder lachend gerufen: „Ik giew di Prumen! Ik giew di Prumen!“ (Ich gib dir Pflaumen ...!)“

Rache ist süß!

Als ich noch ein kleiner Junge war, saß ich oft auf dem So- fa in der Schneiderstube meines Großvaters, während er im Schneidersitz auf dem Tisch saß und nähte, wenn er nicht ge- rade neben mir lag, als kleiner runder Mann lag er mehr, als er saß, und seine Pfeife rauchte, die fast nie kalt wurde.

Eines Tages, so erinnere ich mich, kam Bauer Südfeld¹ zu Besuch. Den eigentlichen Grund seines Besuchs weiß ich nicht mehr. Kann sein, dass er einen neuen Anzug wollte, kann sein, dass sie über Landwirtschaft fachsimpelten, denn wir hatten ein Stück gepachtetes Land in der Nähe seines Bauernhofs.

Wie es so üblich war, kredenzte man dem Gast einen Schnaps, sah wohl so aus wie ein Doppelkorn. Der Bauer schlug den Kopf in den Nacken, und weg war er, der Schnaps. Ich erinnere mich noch, wie sein Gesicht sich zur Grimasse

verzog. Nach einem Weilchen krächzte es aus ihm heraus: „Nu giv den Schniedemester auk einen!“ Meine Großmutter goss sodann auch ihrem Mann einen ein, und natürlich dem Gast noch einen. „Praust Schnieder“, rief der Bauer und schüttete ihn mit Todesverachtung herunter. Mein Großvater jedoch, kaum dass er getrunken hatte, schüttelte sich, sprang auf und rang nach Luft. „Dat is ja Essig. Worüm häbt ih dann niks sägt?“ „Jeh, ik wull auk mien Plaseer häm!“ [Tja, ich wollte auch meinen Spaß haben!]

Hintergrund war, dass ein Schneiderlehrling, der ja zu der Zeit wie üblich mit im Haus wohnte, heimlich den Schnaps getrunken und mit dem gleichfarbenen Essig wieder aufgefüllt hatte.

Reden ist Silber, Schweigen ist Gold!

Fränzken Grotteschnuet¹ hatte schon einen Schneidezahn verloren, ein untrügliches Zeichen, dass er schulreif war. Nun saß er in der ersten Stunde seiner Schullaufbahn im Klassenzimmer, anstatt zu Hause auf dem elterlichen Hof mit den Katzen zu spielen und um die Hecken zu jagen. Er saß so ganz still da und dachte für sich: „Halt nur deinen Mund, dann werden sie dich bald wieder laufen lassen.“

Dem Klassenlehrer war er schon aufgefallen, weil er sich an keinem Gespräch beteiligte, ja nicht mal auf seine Fragen hin die Hand hob wie alle anderen Kinder. Der Lehrer überlegte krampfhaft, wie er den verstockten Jungen zum Sprechen bringen konnte. Aha! Da hatte er eine Idee, griff in seine rechte Hosentasche und angelte einen Groschen hervor, den er zunächst unschlüssig zwischen Daumen und Zeigefinger drehte, bevor er sich an Fränzken wandte: „Schau mal, Franz, diesen Groschen bekommst du von mir, wenn du mir meine Frage beantwortest!“

Da warf sich der Dreikäsehoch in die Brust, blickte zum Lehrer auf und entgegnete stolz: „Herr Lehrer, behalte nur ruhig deine zehn Pfennige. Wir haben zu Hause mehr davon als du!“ Sprach's und sagte in den nächsten 4 Wochen kein einziges Wort.

Sauer Bier

Heine Sparpfennig¹ war bei Westhues in der Kneipe gewesen, aber kein Geld beigeht. Also ließ er die 7 Glas Bier, die er getrunken hatte, anschreiben. Als r nach vier Wochen wieder an der Theke stand, sprach ihn die Wirtin darauf an: „Heine, du hast hier noch 7 Bier vom letten Mal stehen.“ – „Ach, die schütt´man weg, die sind jetzt sauer geworden“, entgegnete er, drehte sich um und verschwand.

Schlager in der Kirche

Als Kirchenchorleiter und Organist genoss Paul Schnapsfrau¹ einen vorzüglichen Ruf, was ihn aber nicht daran hinderte, auf Grund einer Wette nach der Kommunion einen damaligen Schlager und Ohrwurm („Am Tag, als der Regen kam ...“) zu intonieren. Nicht bekannt ist, ob der damalige Pfarrer Heinrich Bayer in den Charts so sattelfest war, dass er die Melodie auch als Schlager identifizieren konnte.



Orgel St. Benedikt (Cramer)

Schlagfertige Dicke Marie

Die wegen ihrer Frömmigkeit und Schlagfertigkeit bekannte Marie saß - wie sommertags üblich - in ihrer ganzen Breite auf zwei Stühlen vor der Haustür und las in ihrem Gebetbuch. Der Arzt Dr. Koch ritt wie gewöhnlich auf seinem Pferd vorbei mit der Bemerkung, er habe noch nie eine Frau auf zwei Stühlen sitzen sehen. Marie gab prompt zur Antwort: „Ik häw noch nie ´n lësel upn Piärd sain.“ (Ich habe noch nie einen Esel auf einem Pferd reiten sehen).

Schmerzensgeld

Die Blätter fingen langsam an von de Bäuen zu fallen und die Witterung war kälter geworden. Zeit zur Fasanenjagd zu blasen. Baron von Hammer hatte allerlei Gäste eingeladen, die sich nun in ihren grünen Lodenmänteln mit ebenso grünen Hüten mit roten Bändern auf den Weg zu ihren vorher festgelegten Positionen machten, die doppelläufigen Schrotgewehre geschultert. Der Baron selbst ließ es sich natürlich auch nicht nehmen, daran teilzunehmen, hatte aber das Pech, dass er Siska nicht bemerkte, die in dem Kartoffelkraut sträuchen wuselte und dabei ein paar Schrotkörner in ihren Allerwertesten abbekam. Sofort fing sie an aus Leibeskräften zu schreien und zu stöhnen, als ob ihr einer ein Messer in den hübschen Leib gerammt hätte. Sie beruhigte sich auch nicht, als der Baron sich ein paar Mal entschuldigte, erst als er angab, in der Haftpflichtversicherung zu sein. Nach vier Wochen erhielt sie dann auch fünfzehn blanke Taler ausbezahlt, gewissermaßen als Schmerzensgeld für die zwei Körner, die ihr Dr. Lohmann mit sichtlichem Vergnügen aus ihrem blanken Hinterteil herausgeholt hatte. Die Rechnung dafür hatte ebenfalls die Haftpflichtversicherung des Barons übernommen.

„Nein, das muss ich sagen, das war sehr kulant und damit bin ich richtig gut zufrieden“, sprach sie und brachte dem Baron zu Weihnachten aus Dankbarkeit ein frisch geschlachtetes, fettes Suppenhuhn. „Guten Tag, Herr Baron, wie wär´s mal wieder mit so ´nem Fünfzehntalerschuss? Unsere Kattrin, die älteste, will bald heiraten, und da bräuchten wir noch ein bischen Moos.“

Schützenbrüder



1950: Else Deitermann als Königin von Wickensack

In Herbern haben sie seit 1822 einen Schützenverein, in dem allerhand Leute sind. Von zweien will ich euch etwas erzählen:

Da ist Josef, der Zahnarzt. [Es handelt sich hier offensichtlich um den Dentisten Josef Wickensack, der hier in der Zeit von 1946 – 1964 praktizierte; d. Hrsg.]. Er war so was wie ein „hohes Tier“, Generaloberst und Kommandeur. Beim Schützenfest saß er auf dem Pferd und hatte Adjutanten. Er trug eine weiße Uniform, „maßgeschneidert“. Wenn was los war, ließ er an seinem Mercedes Standarten bauen. Die jungen Schützenbrüder, die ein Motorrad hatten, mussten dann Eskorte fahren. Auch sonst war er darauf bedacht, dass alle gut angezogen waren und gut marschierten.

Der andere Schützenbruder war der Schreiner Lutz von der Münsterstraße. Er hatte eine „Perle“, die Thea heißt und in der Talkuhle vor dem Mayknapp wohnte. Theas Familie war eine treue Schützenfamilie. Der Vater war schon König gewesen und der Bruder war Offizier. Lutz war nicht nur ein guter Schreiner, er konnte auch gut schießen. Das wusste seine Perle Thea auch. Deswegen sagte sie zu Lutz: „Geh’ doch in den Schützenverein! Da sind ordentliche Leute drin und da kannst du dein

Schießen noch verbessern! Vielleicht kannst du auch noch den Vogel abschießen und dann wirst du König im Schützenverein!

Gesagt, getan! Lutz ließ sich bequatschen und ging in den Herberner Schützenverein. Nun stand das Schützenfest vor der Tür und Lutz bekam Zahnschmerzen. Es nutzte nichts, er musste zum Zahnarzt Josef. Er hatte sich angemeldet und glaubte, er käme sofort dran. Nun wusste Josef aber, dass Lutz ein neuer Schützenbruder war. Was war zu tun? Lutz war dran, da sagte der Zahnarzt: „Lutz, könnt Ihr marschieren?“ Lutz überlegte noch seine Antwort, als der Zahnarzt Koppel und Säbel heranholte. Lutz musste alles umschnallen, und dann kamen die Kommandos:

„Im Gleichschritt Marsch“ „Kehrt“ „Halt“ „Stillgestanden“ und so weiter. Das wurde etliche Male wiederholt, bis Lutz auf einmal brüllte. „Doktor, ich bin gekommen, weil ich Zahnschmerzen habe!“ Als der nun mit dem Marschieren zufrieden war, begann die Zahnbehandlung.

So lernte der junge Schützenbruder Lutz beim Zahnarzt die Kommandos und das Marschieren.

Anmerkung: Jahre später ist er auch noch Schützenkönig geworden und Thea, [was seine Frau ist; d. Hrsg.] Schützenkönigin.

(Nach einer plattdeutschen Vorlage von Lambert Feldhaus)



Schwarzarbeit im Hotelzimmer

Die Freiwillige Feuerwehr in Herbern veranstaltet in jedem Jahr einen Mehrtagesausflug. Dieser Ausflug wird von zwei oder drei Kameraden geplant. Bei diesen Ausflügen werden Städte und Betriebe besichtigt. Man kann an dieser Stelle mit Fug und Recht sagen, dass es sich bei diesen Ausflügen auch um Studienfahrten handelt. Allerdings kommt die Geselligkeit und Kameradschaft auch nicht zu kurz. Vor einigen Jahren hatten die Organisatoren eine Viertagestour in die Pfalz und an den Rhein geplant. Das „ZDF“ und die „Erdal Werke“ in Mainz wurden besichtigt. Die „Badische Anilin und Sodafabrik“ in Ludwigshafen, war ein weiterer Tagesprogrammpunkt. Standort war ein Hotel in Speyer, dessen Eigentümer ein Bekannter von unserem Bäckermeister Theo ist. In Bad Dürkheim fand zu diesem Zeitpunkt der weltbekannte „Dürkheimer Wurstmarkt“ statt. Was lag nahe? Ein Besuch dieser riesigen Kirmes am Abend. Gesagt, getan, unser Busfahrer und Fördermitglied Daniel, der uns uneigennützig die ganze Tour kutscherte, war nach kurzen Recherchen (Lenkzeiten) bereit mit uns nach Bad Dürkheim zu fahren. Die ganze Reisegruppe machte einen ausgiebigen Bummel über einen der größten Jahrmärkte Europas.

Zur gegebenen Zeit, der nächste Tag war mit vollem Programm gespickt, trat man die Rückreise zum Hotel in Speyer an. Ein Absacker an der Hotelbar und der Matratzenhorchdienst konnte beginnen. Für die meisten der Gruppe! A., auch „Lübke“ genannt, ebenfalls emsiges Fördermitglied wie Daniel, teilten sich das Hotelzimmer. Nun ist „Lübke“ ein kameradschaftlicher Mensch und er war besorgt um das Wohlergehen seines Zimmerkameraden Daniel. Aus diesem Grund hatte er in Bad Dürkheim vorgesorgt und eine Flasche Rotwein gekauft. Im Hotel angekommen wurde sich bei L. ein stets zu solchen Reisen mitgeführtes Messer mit Flaschenöffner geborgt. Auf dem Zimmer sollte nun zum Ausklang des Tages noch ein Gläschen Rotwein getrunken werden. Zahnputzgläser waren vorhanden und man schritt zur Tat. Doch der Teufel steckt oft im Detail. War es die Unkenntnis mit dem Umgang von Korkenziehern, oder lag es am Taschenmesser von Lambert? Jedenfalls lande-

te ein großer Teil des Rotweins an der Zimmerwand des Hotelzimmers.

Das war ein Schock für die unerfahrenen Rotweintrinker. Nach kurzer Lagebesprechung entschied man sich für eine Zimmerrenovierung am anderen Abend und schlief mehr oder wenig gut ein. Andreas und Daniel vereinbarten absolutes Stillschweigen über den Vorfall.

Als morgens die türkische Raumpflegerin ins Hotelzimmer trat, traute sie ihren Augen nicht, eine Wand des Zimmers war rot gefärbt. Außerdem roch es trotz offenem Fenster nach Rotwein. Sie meldete die Verschmutzung pflichtbewusst der Hotelleitung. Diese wollte den Reiseleiter am Abreisetag zur Rechenschaft ziehen.

Am anderen Tag standen Besuche des „Technikmuseum“ in Sinsheim, und der „US-Air-Force“ in Heidelberg auf dem Besichtigungsprogramm.

In Sinsheim wunderten sich die übrigen Reiseteilnehmer über die Aktivität der beiden verhinderten Rotweintrinker. Aus unerklärlichen Gründen kamen die beiden voll bepackt mit zwei Plastiktüten aus einem Baumarkt. Die beiden Kameraden ließen sich auch keine Einzelheiten über ihre Einkäufe entlocken. Die Tüten wurden im Gepäckraum des Busses versteckt.

Das Tagesprogramm wurde durchgezogen und am Abend wurden bei einem Essen die Erlebnisse des Ausfluges diskutiert. Bei der Diskussion über die Vielfalt der Erlebnisse war keinem aufgefallen, dass Daniel und Andreas die Gruppe verlassen hatten. Der Grund, die Renovierung des Hotelzimmers. Im Zimmer angekommen wurde mit der Arbeit begonnen, Fußboden abkleben, Farbe abtönen und streichen. Andreas führte die Arbeiten aus und Daniel kontrollierte während der Zeit. Die Wand hatte anscheinend wieder die Originalfarbe.

Auf den Erfolg musste man anstoßen, diesmal aber mit einer Flasche Bier. Beim Genuss dieses gut bekannten „Krombacher“ kamen bei den Beiden Bedenken auf, ob die Farbe nach dem Trocknen auch mit der übrigen Fläche harmonierte. Man entschloss sich aus diesem Grund den Wecker zu stellen und eine Kontrolle vorzunehmen. Das war auch gut so, denn nach zwei Stunden stellte man fest, dass noch mal gestrichen werden musste. Die Arbeit wurde in der gleichen Nacht noch

zweimal wiederholt, am Morgen war man schließlich mit der Malerarbeit zufrieden.

Die Reisegesellschaft nahm am Vormittag das Frühstück ein und bemerkte nicht, dass der Reiseleiter, der bis dahin noch nichts von dem Missgeschick wusste, von der Hotelleitung aus dem Frühstücksraum gebeten wurde. Im Büro des Hauses wurde dem Kameraden in Gegenwart der Raumpflegerin die Beschädigung der Zimmerwand mitgeteilt. Gemeinsam nahm man nun eine Ortsbesichtigung vor.

Beim Eintritt in das entsprechende Zimmer, schrak die Raumpflegerin zusammen. Was war passiert? Keine Verunreinigung an der Wand. In gebrochenem Deutsch sagte sie nur immer: „Gestern war Wand rot, ganz rot war Wand.“

Man überlegte, ob es ein anderes Zimmer gewesen sein konnte. Mehrere Zimmer wurden kontrolliert: Ohne Ergebnis. Die Raumpflegerin hatte ob dieses Wunders den Glauben an sich selbst verloren und wiederholte immer nur den Satz „Gestern war Wand rot, ganz rot war Wand.“ Der Hoteldirektor entschuldigte sich beim Reiseleiter wegen des Vorfalls und die Sache war ausgestanden.

Auf der Heimfahrt erzählten dann die beiden „Maler“ von ihrem Missgeschick und der nächtlichen Zimmerrenovierung. Die benutzten Malerutensilien hatten sie im Reisegepäck. Später wurden sie als Erinnerung an einer Wand des Gerätehauses angebracht. Bäckermeister Theo wurde beauftragt, den Hotelier zu fragen, ob er immer seine Zimmer von den Gästen renovieren lässt.

Leider hat man keine Rückmeldung erhalten.

(Nach einer plattdeutschen Vorlage von Lambert Feldhaus)

Schuld ist immer der Lehrer!

Diktat war angesagt in der Schule. Anschließend ging der Lehrer durch die Reihen und blieb bei Terro und seinem Banknachbarn Jopp stehen, korrigierte kurz die Texte, um dann vorwurfsvoll festzustellen: „Ihr habt ja beide 17 Fehler! Wie kommt das denn?“ Terro fasste sich ein Herz und meinte: „Das muss wohl am selben Lehrer liegen!“

Schwerhörig

Für Katholiken ist es verpflichtend, wenigstens einmal im Jahr, vornehmlich in der österlichen Zeit, die Sakramente der Buße und der hl. Kommunion zu empfangen. Besonders aber vor Weihnachten herrschte großer Andrang in den Kirchen zu den Beichtzeiten. Üblich war noch die Ohrenbeichte, wo ein Geistlicher in seinem Beichtstuhl, verdeckt durch einen purpurnen Vorhang, durch eine Art Holzgitter die Sünden der Beichtwilligen hörte und in der Regel auch die Absolution (Loslösung von aller Schuld) aussprach.

Viele Herberner Bürger, vor allem auch jüngere, zogen es allerdings vor, nach Werne ins Kapuzinerkloster zu fahren, um sich dort von einem Pater die Beichte abnehmen zu lassen. Wieder einmal hatte sich eine Klicke junger Männer am späten Nachmittag des Hl. Abends in der Klosterkirche eingefunden. Mutig schritt der erste voran und kniete im Beichtstuhl, doch schon nach wenigen Augenblicken hörte man ein ungeduldiges „Lauter!“ Das Flüstern des Delinquenten mutierte zu einem unsicheren Murmeln. Doch schon bald erscholl wieder dieses unbarmherzige „Lauter!“ Mit fester Stimme setzte nun der arme Teufel seine Bekenntnisse fort, wurde aber wieder nach kurzer Zeit von einem donnernden „Lauter!“ unterbrochen. „Junger Mann, nun sprechen Sie doch endlich mal lauter!“ Es blieb dem Unglückseligen nun nichts anderes übrig, als lauthals seine „Untaten“ kundzutun. Die unfreiwilligen Zuhörer jedoch reagierten gnädig und stimmten alsbald ein vielstimmiges Hustenkoncert an.

Scheidungsgrund

Wieder einmal war Schützenfest. Man trifft sich auf dem Schützenplatz, Männlein wie Weiblein, trinkt ein Bierchen oder auch zwei. Ein Wort gibt das andere, und so kommt es, dass sich die beherzte Ulla das Gewehr reichen lässt und auf den Vogel, oder was noch davon übrig geblieben ist, ballert. Voller Entsetzen schreit ihr Franz.: „Wenn du das tust, lasse ich mich scheiden!“

Kommt eine Stimme von hinten: „Ulla, lass knacken: Ihr seid doch noch gar nicht verheiratet!“

Seife statt Butter

In der Zeit nach dem Kriege wurde natürlich auch „schwarz“ Butter hergestellt, die für den Eigenbedarf oder als Tauschobjekt unendlich wichtig war. Die Herstellung im eigenen Butterfass war vor den Kindern natürlich nicht zu verbergen. So wurde ihnen dann immer auf entsprechende Fragen geantwortet, hier werde Seife hergestellt, auf dass die Kinder sich nicht verplapperten. Natürlich ahnten die Nachbarn was, aber schließlich waren sie selbst ja eher verschwiegen, da sie das Gleiche taten.

Einer unserer Nachbarn muss noch heute schmunzeln, wenn er von meiner Schwester erzählt, die als kleines Mädchen gefragt wurde: „Was isst du denn am liebsten?“ Sie antwortete darauf, wie eingetrichtert: „Butterbrot mit Marmelade und Seife!“

Selbsthilfe

Dass Küster Kopfschmuck¹ ein Musik liebender Mensch war, versteht sich fast von selbst. Nur war die Musik, die er jeden Abend und jede Nacht von der Jukebox aus der gegenüberliegenden Kneipe anhören musste, nicht ganz nach seinem Geschmack und so stattete er eines Abends der Gaststätte einen Besuch ab, nicht um ein kühles Blondes zu sich zu nehmen, wovon er im Übrigen gar nicht so abgeneigt war, sondern um „auf den Tisch zu hauen“ und den Wirt energisch aufzufordern, die nächtliche Ruhestörung zu unterbinden oder zumindest die Musik leiser zu stellen. Allerdings erntete er wenig Verständnis für sein Anliegen, im Gegenteil, er musste noch allerlei Spott über sich ergehen lassen. Es fielen wohl Sätze wie „Küster, bleib bei deinen Tasten. Hast du überhaupt Ahnung von Musik? Was ist dein Geklimpere gegen Elvis?“

Kopfschmuck¹ jedoch zeigte sich uneinsichtig und verließ das Schlachtfeld mit der Drohung: „Wenn der Krach hier

abends nicht aufhört, passiert was!“ Das Gejohle der Gäste übertönte fast seine Stimme.

Am nächsten Abend nun wurden wie üblich Straße und Nachbarschaft von fetziger Rockmusik beschallt. Es dauerte nicht lange, bis sich die Tür der Gaststätte öffnete und ein grimmig aussehender Küster energisch den Raum betrat und zielsicher die Jukebox aufsuchte. Dann erkannte man nur noch eine schattenhafte Bewegung und hörte einen ohrenbetäubenden Knall, so als ob Glas zerbarst, und dann eine gespenstische Ruhe. Keine Musik mehr, nur die erstarrten Mienen der Gäste, die ungläubig den Backstein in den Glastrümmern anstarrten.

Ehe noch jemand sein Wort wiederfand, schritt Kopfschmuck¹ erhobenen Hauptes, nicht ohne eine gewisse Genugtuung, aus der Kneipe.

Soweit dem Verfasser dieser Zeilen bekannt, hat es keine Anzeige gegeben, auch sind keine finanziellen Ersatzforderungen erhoben worden. Es herrschte wieder Ruhe an der Front!

Selbstjustiz

Von 1779 bis 1807 war Franz Joseph Jochmaring (auch: Jochmoring), gebürtig aus Dorsten, in Herbern Pfarrer. Im Volksmund wird immer wieder die folgende Begebenheit erzählt, die nach anderen Angaben jedoch viel älter sein soll. Dort heißt es:

An einem Sonntage nämlich wird unter dem Hochamte beim Evangelium plötzlich die Sturmglocke gezogen, und durch die Kirche verbreitet sich alsbald die Kunde, dass böses Volk, Spitzbuben und Raubgesindel im Kirchspiel sein und Unwesen treibe. Alles stürmt aus der Kirche und Pfarrer Jochmaring, der das Hochamt zelebriert, fährt nicht weiter fort, sondern legt hurtig die Paramente ab und zieht mit seinem Gefolge aus der Kirche, um die Verbrecher zu jagen und einzukreisen. Als man sie dann endlich erwischt, wird kurzer Prozess mit ihnen gemacht: Sie werden schlicht und ergreifend totgeschlagen. Danach kehrt man zur Pfarrkirche zurück, wo der Pfarrer jetzt mit dem Hochamt weiter fortfährt.

Für uns heute erscheint uns diese Geschichte etwas merkwürdig, allerdings muss ein wahrer Kern daran sein, denn

lange nach Jochmaring erscholl noch das sogenannte Evangelium - Läuten (unter dem Evangelium beim Hochamt) zum Andenken an jenen Vorfall.

Sim Jü

Es war Oktober geworden. Der Garten war schwarz, von allen Pflanzen befreit und umgegraben. Also konnte man auf „Sim Jü“ gehen im wahrsten Sinne des Wortes, denn die 9 Kilometer bis Werne legte mancher auch zu Fuß zurück.

Heine Kannitbeheln¹ war kein Kind von Traurigkeit und hatte dem westfälischen Landwein kräftig zugesprochen, stand oder besser: schwankte nun auf dem Marktplatz, als ihn Theo Habeherz¹ erblickte, als er von seiner Kutsche stieg.

„Mensch Jans, du bist ja voll wie eine Haubitze. Willst du nicht lieber mit mir nach Hause fahren, als unterwegs in einem Graben zu landen?“

Heine bedankte sich artig, wandte aber ein: „Irgendwas hab ich hier in Werne vergessen, ich weiß nur nicht mehr was“.

„Was sollst du schon vergessen haben? Deinen Hut trägst du auf deinem Kopf und den Schirm hast du über deinem Arm liegen. War es etwa dein Portemonnaie?“ - „Ne, das ist in meiner Tasche.“ - „Oder dein Messer?“ - „Auch in der Tasche.“ „Deine Pfeife hast du ja im Mund. Dein Tabakbeutel etwa?“ - „Ne, auch in der Tasche.“ - „Na, dann komm!“ meinte Terro und zog ihn beim Kragen auf den Kutschbock. Es dauerte nicht lange, da fing Heine wieder an: „Irgendwas hab ich in Werne vergessen!“ - „Mensch, nun halt die Klappe! Ich kann´s nicht mehr hören!“ wurde Terro langsam ärgerlich.

Als sie an Stammschröers Busch angekommen waren, versperrte ihnen eine einsame Gans die Straße, die von Gottweißwo hergekommen war und nun laut schnatterte. Terro wollte sie gerade mit seiner Peitsche verscheuchen, als Heine ihm in den Arm fiel: „Kerl, Terro halt an, halt um Himmelswillen an. Ich weiß jetzt, was ich vergessen habe: meine Frau. Die steht bestimmt noch am Kolpinghaus und wartet.“ Sprach´s, kletterte eilig die Kutsche herab und machte sich auf den Patt nach Werne.

Sirene auf dem Kirchendach

In den 50er Jahren im Zuge der Elektrifizierung wurde auch eine Sirene für die Feuermeldung installiert. Zum Feuermelder gehörte damals auch ein noch zu dieser Zeit eher seltener Telefonanschluss, der in Verbindung mit dem Alarmsystem kostenlos war. Der Inhaber des Anschlusses musste die Sirene bei Bedarf betätigen. Die Gaststätte Engelkamp¹ und der Küster wetteiferten um den Zuschlag. Der Anschluss wurde jedoch in der Gaststätte installiert, sehr zum Ärger des Küsters. Beim Kabelziehen zur Sirene durch den Kirchturm wurde die Luftzuführung vom Blasebalg zur Orgel leicht beschädigt, was zu einem mächtigen Streit mit dem Küster führte. Selbst als der lederne Luftschlauch erneuert war, behauptete der Küster immer wieder, dass die Orgel nicht mehr richtig funktioniere.

Sodom und Gomorrha

In den Berichten des Archidiakons aus dem Bistumsarchiv Münster finden wir interessante Mitteilungen über die Freveltaten unserer Vorfahren. Der Abgesandte des Bischofs hielt dazu einen „Send“ ab, eine Art Gericht, dessen Termin von der Kanzel verkündet wurde, z.B. am Samstagmorgen, morgens um halb acht. Bei Nichterscheinen drohte eine Strafe von drei Maß Hafer. Außerdem wurden alle Gemeindemitglieder aufgefordert, ihre bis dahin säumigen Gebühren (z.B. für Beerdigungen) zu zahlen. Besonders fleißig zeigte sich auch Pastor Bernard Diedrich Nagel, der aus Ahlen kam und hier von 1718-1750 wirkte. Rein bildlich muss man sich das so vorstellen, dass diese Bemerkungen auf losen Blättern in wirrer Anordnung, ohne irgendwelche Linien einzuhalten, gekritzelt waren. Hier eine Auswahl, aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt:

„Es wird gesagt, Nördemann pflege mit seiner Gattin so ein schlechtes Benehmen, dass die sehr kleine Brut und die Halbwüchsigen zwar von fremden Menschen erzogen, aber nicht zur Schule geschickt werden. Es wird gesagt, dass sie Beischlaf haben zum Skandal in der Nachbarschaft.“

Immer wieder tauchen Namen von Eltern auf, die ihre Kinder nicht haben taufen lassen bzw. deren Kinder ohne Taufe gestorben sind (teilweise noch im Alter von 12 Jahren).

Außerdem fehlt es nicht an Ermahnungen, die Friedhofs- und Kirchwege instand zu halten, bzw. die Lehmwege im Dorf auszubessern.

Hier noch einige Beispiele. Dabei ist zu beachten, dass sich hier die deutsche und lateinische Sprache munter miteinander vermischen. Auffällig ist allerdings, dass immer dann, wenn es um „unanständige“ Dinge geht, ins Lateinische gewechselt wird:

„Frantz Moritz und Gerhard Alifors zogen mitternächtlich um die Kirche und sangen:

Der Schäfer und das Mädchen sind auf dem Felde in der Kälte in Versuchung geraten. Der Küster nimmt eine fremde Frau in den Arm. Daraufhin fielen so hässliche Wörter, die man nicht sagen darf. Lauthals haben sie gerufen: Ist der Küster tot, so spielen wir auf der Violine; spielen, tanzen und singen, drei Jubellieder zum Schimpf und Spott des Küsters anstimmen.“

„Dirk Bennemanns Junge hat auf dem Chor den Küster an den Haaren gezogen - sagt der Küster.“

„Selbst am Pfingsttag haben die Melkmägde und die Pfingstbräute vor dem Kreuz zur Leier getanzt.“

„Dirk. G. sagt: Peter Wegmann Büscher und auch Bud-den. Büscher haben an einem Feiertag in Stockum Flachs gezogen.“

„Bergmann und Bernd Wilde hatten vor der Hochzeit Verkehr“

„Lichtmess war kaum vorbei, als bei Schnetker und Dyckhoff. ein Kranz aufgehangen und gewaltig geschossen wurde.“

„Am Aschermittwoch hat man an den Häusern von Riven, Schenk und Dyckhoff den ganzen Nachmittag auf der Geige gespielt und getanzt. Müsste eigentlich ein für alle Mal verboten werden.“

„...hat seinen Vater nach Ostern so geschlagen, dass der Kopf geblutet hat.“

„Engelbert Fr. hat dem Magister gedroht, er wolle in der Schule einen Stein ins Fenster werfen.“

„Im Juni haben 6 Mägde bei Spahn auf dem Feld einen Pflug gezogen. Die Posten bei der Brügger Mühle haben eine Tonne Bier gesoffen. Man sagt, es hätte einige Furchen gegeben. Spahn kam und bestätigte einige.“

Weiterhin wurde von der Kanzel verkündet:

„1. Jeglicher Konsum und Ausschank hochprozentiger Getränke während der Messen an Sonn- und Feiertagen (...ist verboten). Im Falle der Zuwiderhandlung wird der Gastwirt zu einer Geldbuße von 5 Goldgulden, der Gast zu 2 Goldgulden verurteilt. Im Wiederholungsfall verdoppelt sich das Strafmaß; beim dritten Mal drohen Haftstrafen.

2. Ebenfalls untersagt ist Musik in den Wirtshäusern während des Gottesdienstes an Sonn- und Feiertagen sowie im Advent und in der Fastenzeit und bei Hochzeiten und Kindstaufer in der fraglichen Zeit.

...

4. Der Küster und der Schulmeister sollen während des Gottesdienstes sowohl den Kirchplatz als auch die Wirtschaften im Auge behalten. Sie sollen aufschreiben und der künftigen Synode melden, wer dort flucht und schwatzt, außerdem wer Alkohol ausschänkt oder trinkt, ferner wer an der Kirche oder Kirchenmauer seine Notdurft verrichtet.

...

6. Nicht weniger sollen Küster und Schulmeister, einer um den anderen, schuldig sein entweder vor oder nach der christl. Lehre die Nahmen deren Parochianer abzulesen, und die Abwesenden notieren.

Außerdem haben der Küster und der Schulmeister die Verpflichtung, vor und nach der christl. Lehre die Namen der Gemeindemitglieder vorzulesen und die Fehlenden zu notieren.

...

13. Ledige Frauen mit unehelichen Kindern sollen zur Unterscheidung von Jungfrauen die Haare verdeckt tragen, ansonsten sie zu einer Geldstrafe von 25 Mark herangezogen werden können.“

Sprengstoffanschlag

Wir, das waren klein Georg und ich, Lambert. Wir waren seit unseren Kindestagen gute Freunde. Wir wohnten in der Mersch. Die Straße heißt heute Schützenstraße; das kommt daher, dass der Schützenverein beim Schützenfest über diese Straße zur alten Vogelrute hin zog. Beim Schützenfest selbst schoss man immer mit so großen Böllern. Paul Klaves von der Werner Straße hatte die Genehmigung dazu.

Wir zwei Jüngskes glaubten ihn dabei unterstützen zu müssen. Und jetzt wurde geübt. Georgs Vater hatte in seiner Werkstatt ein Kästchen mit Schrauben, größere und kleinere, und bei uns zu Hause hatten wir wie alle Leute damals Zündhölzer im Kästchen, womit der Küchenherd und der Ofen angemacht wurden.

Nun also konnte der Zusammenbau dieses verrückten Dingsbums losgehen. Es wurde von den Zündhölzern der Schwefel abgekratzt, das war das Sprengmaterial. Aus 20er Schrauben und 20er Muttern wurde der Böller gebaut. In die Mutter wurde von einer Seite die Schraube gedreht, dann kam der Schwefel dazwischen und dann wurde die andere Schraube mit dem unteren Ende drauf geschraubt. Zum Schluss wurden mit einem halben Meter Riegeldraht beide Schrauben aneinander gepresst. Nun musste man das gefährliche Zeug so auf den Asphalt werfen, dass eine der Schrauben aufschlug. Dabei entstand ein ziemlich lauter Knall: Ein herrliches Vergnügen. Fünfzig oder hundert Mal war alles gut gegangen.

Nun war es aber so, dass Vater Heine als Bergmann auf Radbod, einer Zeche in Bockum-Hövel, arbeitete. Er hatte an diesem Tag Morgenschicht und war so kurz vor 15 Uhr wieder zu Hause und hatte nach der Arbeit einen Bärenhunger. Mutter Änne hatte eine deftige Erbsensuppe gekocht und Heinz begab sich zu Tisch.

Wir draußen waren dabei, mit unserer neuen Böllertechnik zu experimentieren. Da passierte das Unheil: Der Riegeldraht zerriss und die eine Schraube sauste durch die Küchenfensterscheibe auf den Tisch und dann auf den Suppenteller von Vater Heine. Der erschrak fürchterlich und nach einigen Minuten hatte er uns Übeltäter gestellt.

Mein Großvater Josef war Anstreichermeister und musste die Scheibe wieder einsetzen. Zum „Dank“ mussten wir einige Nachmittage im Garten helfen.

(Nach einer plattdeutschen Vorlage von Lambert Feldhaus)

Steldichein endete auf dem Bock

Heinz B. aus Herbern hatte als junger Mann Zuneigung zu Lisel K gefasst, einem Mädchen, das in der Bauernschaft Forsthövel auf einem kleinen Köttershof wohnte. In einer lauen Maiennacht hatten sie sich dort verabredet. Natürlich musste alles geheim bleiben, und so parkte Heinz seinen Fiat 500 - mein Großvater bezeichnete diesen Wagentyp verächtlich als „Rüenskist“ (Hundehütte) - weit entfernt vom Hof der Geliebten auf einem Wirtschaftsweg in der Nähe eines Milchkannebocks. Das waren hochgestellte Plattformen aus Beton, auf die man die vollen Milchkanne stellte, die von den Molkereifahrzeugen abgeholt wurden. Während Heinz sich nun seiner Geliebten widmete, machten sich seine lieben Kumpels ans Werk, die ihm unauffällig gefolgt waren. Mit vereinten Kräften hoben sie das Gefährt auf den Milchbock und verschwanden. Der geneigte Leser mag sich das Gesicht unseres „Friggers“ vorstellen, als er wiederkam. Auf Schusters Rappen musste er nun den Rückweg antreten und wird sich zu Hause wohl einige Fragen angehört haben müssen.

Streit um den Status der Kapelle zu Itlingen

Die Kapelle auf Schloss Itlingen war keine selbständige Pfarrstelle und nicht mit einem eigenen Geistlichen besetzt. Häufig aber kamen Geistliche aus Münster, um auf Itlingen Gottesdienst zu feiern. An diesen Gottesdiensten nahmen außer der adligen Familie und dem Personal die Bauern der Umgebung teil. Man kam gern und genoss allerlei Annehmlichkeiten. Da gab es am Schloss den „Tomherrengarten“ (Domherrengarten), der nur zur Muße und Erbauung der geistlichen Herren diente. Eine Einladung zu den Mahlzeiten des Freiherrn und

angeregte Diskussionen gehörten vermutlich selbstverständlich zum Besuch

Im 19. Jahrhundert missfiel dem Pfarrer zu Herbern wahrscheinlich aus Neid dieser Zustand und er versuchte, dies zu ändern, indem er feststellte, dass die Kapelle keine „CAPELLA PUBLICA“ sei. Der Widerspruch aus Itlingen führte zu einem eskalierenden Streit. Schließlich wurde vom Vatikan entschieden, dass die Kapelle zu Itlingen eine „CAPELLA PUBLICA“ ist.



Schloss Itlingen – Im linken Flügel ganz vorne unten die Kapelle (Rogge)

Tanker in Herbern?

Herberns Feuerwehr hatte wenig Probleme, ein Feuer im Dorf zu löschen, da ab den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts Gelsenwasser dank eines Rohres vom Halterner See eine funktionierende Wasserversorgung hatte. Allerdings waren die Außenbezirke noch nicht alle angeschlossen. Zwar hatten einige Bauernhöfe einen eigenen Feuerlöschteich, aber nicht alle. Für diese brauchte die Feuerwehr ein Fahrzeug mit einem entsprechend großen Fassungsvermögen für Löschwasser. Nachdem sich die Feuerwehrführung entsprechend schlau gemacht und der Gemeinderat zugestimmt hatte, wurde ein entsprechendes Löschfahrzeug, auch „Tanker“ genannt angeschafft.

Als das nun klar war, da kam der oberste Brandmeister Aloys zum Übungsabend und sagte den Feuerwehrleuten: „Jetzt hört mal zu, wir kriegen demnächst einen neuen Feuerwehrwagen. Es wird ein Tanker mit einem großen Wasserfass, oben drauf eine Leiter und rund ums Fass herum allerlei Kästchen und Fächer für das ganze Gerät, das man als Feuerwehr so braucht. In einem der Fächer steckt sogar ein Tauchgerät.“

Nun waren die Kameraden doch überrascht und einer von ihnen wunderte sich: „Ein Tanker? Was sollen wir in Herbern mit einem Schiff? Wir haben doch gar keinen Hafen, also brauchen wir auch nicht zu tauchen!“ Und ein anderer stellte fest: „Der Emmerbach ist doch gar nicht breit und tief genug!“

Hier war noch ein wenig Aufklärung nötig. Es handelte sich um das Tanklöschfahrzeug TLF 16, eins der ersten im Kreis Lüdinghausen, Allradantrieb, Motorleistung 150 PS, Pumpenleistung: 1600 l/min, Tankinhalt 2400 Liter, 3 Geräte für umluftunabhängigen Atemschutz.

(Nach einer plattdeutschen Vorlage von Lambert Feldhaus)

Tanz in der Kirche

In Afrika ist es gang und gebe, dass die Menschen in der Kirche ihrer Frömmigkeit und Lebensfreude dadurch Ausdruck verleihen, dass sie dort auch tanzen, was in europäischen Kirchen, und erst recht in westfälischen, eher seltener zu beobachten ist. Nichtsdestotrotz sah man weiland den Küster mit seinem Schwiegervater und Alt-Küster Franz L. tanzend und singend die Kirche verlassen. War es nun der Hl. Geist oder eher ein irdischer wie der Weingeist, der sie beflügelte hatte?

Treuloser Zechkumpan

Eines Abends besuchte Kaplan M., kurz nachdem er frisch in Herbern angekommen war, eine Probe der Laienspielschar des KAB und stöhnte: „Wenn ich das gewusst hätte, wohin ich hier gekommen bin, ich hätte den Umzugswagen gar nicht erst auspacken lassen; ich wäre am besten sofort weitergefahren!“ Die erstaunten Gesichter der Schauspieler zwangen ihn dann fortzufahren. Was war geschehen? Die örtliche Freiwillige Feuerwehr traf sich schon mal nach einem Dienstabend in der

Gaststätte Bathe, um noch das eine oder andere Gläschen hinterzukippen. Dieser Abend sollte jedoch noch lange im Bewusstsein der Beteiligten nachwirken. Von den Aktiven waren "Tönne" O., L. F., Walter S. und Bernd H. gerade dabei, ihren Brand zu löschen, als Th. H. den Schankraum betrat, in Begleitung eines Geistlichen, den er als neuen Kaplan vorstellte. Da er an diesem Tag Namenstag hatte, gab es flugs eine Lokalrunde, und dann noch eine und schließlich ließen auch die anderen sich nicht lumpen. Als es nun schon fast Mitternacht war, meldete sich der kleine Hunger zwischendurch und Th. sagte zu der Wirtin. „Menschk Lene, mak us doch ärbn wat te iätn!“ (... , mach uns doch noch eben was zu essen). Lene jedoch verwies auf die späte Stunde, worauf Theo vorschlug: „Dan fört wi ärbn no us henn. Doa giwt ümmer noh wat!“ (Dann fahren wir eben zu uns. Da gibt es immer noch was zu essen.) Gesagt, getan: Die sechs Leute quetschten sich in den Wagen und fuhren nach Horn. Dort hatte W. sich schnell im Keller ungesehen und einiges an Vorgebratenem für den nächsten Tag entdeckt und mit nach oben geschleppt. Man ließ es sich nach Kräften gut gehen und natürlich musste das schwere Essen mit der einen oder anderen „Wolfsträne“ verdaut werden. Zwischendurch hatte Walter seinen Kumpan B. schon nach Hause gebracht, weil der des Morgens früh rausmusste, war aber wiedergekommen, schließlich war er ja kein Kind von Traurigkeit. Als dann aber schon fast der Morgen graute, setzte sich Kaplan M. durch und Walter chauffierte die Herren zurück nach Herbern. Als sie an „Menses Mühle“ vorbeifuhren, sah er den Peterwagen. Anstatt unauffällig vorbeizufahren, packte ihn der Schalk und er intonierte ein Hupkonzert. Na ja, schlafende Hunde sollte man nicht wecken, und so kam, was kommen musste. Die Beamten gaben Gas und verfolgten den Wagen, der an der Kirche hielt. Beim Aussteigen hatten sich schon zwei Polizisten an der Fahrertür aufgebaut. Der bullige W. schob sie einfach zur Seite, als er ausstieg und verschwand in der Dunkelheit. Zuhause angekommen, ermahnte er seine Ehefrau: „Wenn de Polente kümp, du häs mi nich sain un du wees van niks!“ (Wenn die Polizei kommt, du hast mich nicht gesehen und du weißt von nichts!)

So begab er sich wieder zu dem Ort des Geschehens, um nun als unbeteiligter Beobachter, hinter einem Kirchenerker versteckt, Zeuge der folgenden Szene zu werden.

Polizist: „Wer hat denn den Wagen gefahren?“- Schweigen!

„Wer war das denn, der da eben abgehauen ist?“ – Schweigen
Der Polizist gab nicht auf und funkelte mit seiner Taschenlampe in die Gesichter der Mitfahrer, als er den Kaplan erkannte.

„Sie als Mann der Kirche können doch nicht lügen! Also: Wer war es?“

Diplomatisch antwortete der: „Ich kenn zwar den Herrn, es ist ein Sportler, jedoch ist mir sein Name entfallen!“

Dann schoss man sich auf L. ein, der noch in seiner Feuerwehruniform steckte.

„Sie als quasi Amtsperson müssen uns doch Amtshilfe leisten!“ Der so Angesprochene murmelte etwas von „Schweigepflicht“.

„Dann fahren Sie den Wagen doch gefälligst aus dem Weg!“ wurde er nun hinterlistig aufgefordert.

„Das geht nicht, ich hab` schon `was getrunken!“

„Wem gehört denn dieser Wagen?“ wollte man weiter wissen, aber auch hier wollte keiner eine Antwort geben.

Inzwischen hatte der andere Beamte die Polizeiwache in Bockum-Hövel, zu der Herbern –polizeilich gesehen - in den 70er Jahren zählte, angefunkt und dort den aus Herbern stammenden Polizisten Mabuse¹ von dem Geschehen berichtet. Der sagte sofort: „Frag mal, ob ein A. Offergeld¹ dabei ist!“ „Ist hier ein Herr Offergeld¹ dabei?“ Tönne musste nun Farbe bekennen. „Der Wagen gehört doch Ihnen, Herr Offergeld¹!“

Tönne stieg aus dem Wagen, umkreiste sein Auto und sagte: „Mariau, dat is waor. Dat hääb ik noch gar nich miërkt!“ (Pötzblitz, das ist wahr. Das habe ich noch gar nicht bemerkt).

Als man nach ungefähr einer Stunde immer noch nicht weiter war, wagte sich der Kaplan hervor und bat, nachhause gehen zu dürfen, er müsse schließlich die Frühmesse halten. Auch die anderen waren nun nicht mehr länger aufzuhalten, riefen Heine G. an, der im Trainingsanzug den Knapp zu Fuß herunter kam, um alle in Tönnes Auto nachhause zu fahren.

Ausgleichende Gerechtigkeit: Einige Wochen später musste Walter S. seinen Führerschein bei einer anderen Kontrolle dann doch abgeben, und da nutzte auch nichts, dass er ihn erst in seinem Garten vergraben hatte.

Trinkfester Viehhändler

Früher, als es noch keine Promille-Grenze für Autofahrer gab, wurde der Viehhändler Heine Wuselkämper eines Abends in Bockum-Hövel auf der Rückfahrt nach Hause von einer Polizeistreife angehalten und mit der üblichen Frage belästigt, ob er etwas getrunken habe. Herr Wuselkämper, ein Baum von einem Kerl, hatte gerade in einer Kneipe einen vorteilhaften Handelsabschluss mit einigen Kollegen ausgiebig gefeiert und räumte freimütig ein, seine Fahne ließ auch gar nichts anderes zu, er habe das eine oder andere Glas getrunken. Der Polizist wollte es genau wissen, und so fragte er ihn, wie viel er denn getrunken habe. „'Ne Flasche Nordsturm (hochprozentiger Kräuterschnaps; d. Red.)“, erhielt er zur Antwort und als man den Alkoholsünder nicht weiterfahren lassen wollte, schlug der den Beamten vor, sie sollten nur hinter ihm herfahren, und wenn sie das Gefühl hätten, er führe unsicher, sollten sie ihn ruhig anhalten. Das Ende vom Lied: Herr Wesselmann fuhr mit der Polizeieskorte ohne Schlangenlinien bis auf seinen Hof, wo ihm die staunenden Beamten eine gute Nacht wünschten.

Tragische Liebesnacht

Bei einem Brand auf dem Hofe M. in Arup am 2. August 1811, verursacht durch einen Blitzschlag während eines heftigen Gewitters, stieß die Freiwillige Feuerwehr beim Löschen der Scheune auf ein Liebespaar, nämlich die Magd und den Knecht des Hofes, die von schweren Brandwunden gezeichnet ihren Verletzungen erlagen.

Turbo

Die Lehrerin Frl. Immergut¹ war auf dem Weg nach Capelle zum Bahnhof. Unterwegs fragte sie den Bauern

Strotmann¹ „Wie weit ist es denn noch bis zum Bahnhof?“ - „1 ½ Std., aber wenn Sie hier durch die Bullenwiese laufen, nur 1 Std.!“

Um Ausreden nie verlegen

Tönne Offergeld war seines Zeichens Schreiner, Zimmermann und Feuerwehrhauptmann und verstand sich von daher aufs Löschen (auch seines eigenen Durstes mit reichlich Wacholder). Wenn er dann genug davon aufhatte, schnappte er sich auch wohl mal eine Frau, nahm sie in seine Arme und rief: „Dään, ick drück di, bes dat du pubst!“ (Mädchen, ich drücke dich, bis dass du pubst!)

Bekannt war er auch für seine Klüngeligkeit. Sein Büro war stets tapeziert mit Dutzenden von handgeschriebenen Zetteln mit Aufmaßen oder Rechnungen. Auch war er ein Meister im Vertrösten seiner Kundschaft, und so kam es, dass er eines Morgens wie üblich bei seinem Nachbarn Heinz G. in der Tankstelle seine Tagesration Zigaretten kaufte. Kaum hatte er bezahlt, als er beim Hinausgehen von Toni Brockmexer, einem jungen dynamischen Dazugezogenen, energisch angesprochen wurde: „Herr Offergeld, gut dass ich Sie treffe. Seit Wochen warte ich nun schon auf die Anlieferung der Dachbalken für meinen Neubau. Wie lange soll das denn noch gehen?“ Darauf Tönne ganz trocken: „Nun beruhigen Sie sich erstmal. Wir haben doch schon aufgeladen.“

Als der nun Besänftigte das Ladenlokal verlassen hatte, wandte sich Tönne an Heinz: „Du, wel was dat üöverhaups?“ (Du, wer war das überhaupt?)

(Nach einer plattdeutschen Vorlage von Laambert Feldhaus)

Unna kommt

Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Ernährungslage in Deutschland recht schwierig. Es war auf dem Lande üblich, dass man, wenn es auch nur eben möglich war, eigene Tiere wie Ziegen oder Schweine hielt, um somit zum Lebensunterhalt beizutragen. Pro Kopf Einwohner gab's auf Lebensmittelkarten eine gewisse Menge Fleischwaren-Zuteilung. Bei Hausschlach-

tungen war genau festgelegt, wie viel man selbst verbrauchen durfte und wie viel an den Staat abgeführt werden musste. Es wurde das amtliche, auf der Gemeindewaage ermittelte Schlachtgewicht aufgerechnet. In der Praxis sah es dann häufig folgendermaßen aus: 2 ½ Ztr. wurden zum Verrechnen gewogen und eine 3 – 4 Ztr. schwere Sau geschlachtet und, wenn vorhanden, noch eine zusätzlich.

Die Wirklichkeit sah aber so aus, dass die meisten an den Vorschriften vorbei, also „schwarzgeschlachtet“. Wurde jemand dabei ertappt, der „schwarzgeschlachtet“ bzw. Vieh verborgen hielt, so drohten dem Betroffenen hohe Strafen, ja sogar Gefängnis. Der örtliche Polizeiposten ließ sich häufig durch ein Schlachtpaket beschwichtigen. Deswegen hatte man in Unna eine Behörde eingerichtet, deren Mitarbeiter unangemeldet den Bauerschaften einen Besuch abstatteten und den Viehbestand kontrollierten.

Allerdings wussten sich die Bauern zu helfen, denn sobald sich die Mitarbeiter sehen ließen, setzte ein Frühwarnsystem – auch ohne Handy oder Telefon – ein, indem in Windes Eile der Alarmruf von Hof zu Hof getragen wurde: „Unna kommt!“

So erinnert sich eine Frau noch gut daran, welche Angst sie ausgestanden hatten, als wieder einmal der Ruf durch die Bauerschaft ging. Man hatte ein Schwein zuviel, was also tun? In der Not steckte man das Vieh in einen Kartoffelsack und versteckte es auf dem Heuboden. Als nun die Kontrolleure das Haus betraten, schien zunächst alles in bester Ordnung zu sein, bis auf einmal ein verdächtiges Getrampel von oben zu hören war. Misstrauisch geworden fragten die Beamten nach, doch der Bauer zeigte Nervenstärke und knurrte in seinen Bart: „Ach dat olle Trampeln? Dat küemt blaus van de Katten. De sint wier an't Jagen!“ [Ach, das Trampeln? Das kommt nur von den Katzen, die sind wieder beim Jagen.“ Der Frau des Hauses schien das Blut in den Adern zu gefrieren, doch man gab sich zufrieden und trollte sich vondannen.

Was war geschehen? Die Sau hatte sich aus dem Sack befreit und wollte in ihrer ungewohnten Umgebung nach dem Rechten schauen. Nicht auszudenken, was passiert wäre, wenn die Herren nachgebohrt hätten.

Vergebens

Dr. Josef S. war lange Jahre Tierarzt in Herbern und ganz gewiss kein Kind von Traurigkeit. Als er wieder einmal des Nachts von einem Bauern zur Hilfe gerufen wurde, weil eine seiner Kühe eine schwere Geburt hatte, packte er seinen Arztkoffer und machte sich auf den Weg zum Bauernhof. Dort angekommen erfuhr er, dass das Kalb schon wohlbehalten auf der Welt war. Daraufhin sprach der Bauer auf Platt: „Jä, Dokter, do siet ji ümsüs küëmen!“ [Ja, Doktor, da seid Ihr ja umsonst gekommen]. Worauf der schlagfertige Arzt antwortete: „Nä, nich ümsüs, aower vögiëwens!“ [Nein, nicht umsonst, aber vergebens!]

Wunderdokter

Schneidermeister Nadelspitz¹ war tief traurig. Der Grund: Seine alles geliebte Singdrossel, die seine Schneiderstube so oft mit herrlichem Gezwitscher beglückt hatte, lag tot im Käfig, als er morgens seine Schneiderstube betrat. Tags zuvor hatte sie noch so lustig jubiliert, dass es eine Freude war, ihr zu lauschen. Jetzt lag sie auf dem Rücken, die stelzigen Füße nach oben gestreckt und gab keinen Mucks mehr von sich. Die Arbeit wollte ihm gar nicht von der Hand gehen. Jahrelang hatte er sein Vergnügen an dem niedlichen Vogel gehabt, den er als Küken gefunden hatte, als es aus dem Nest gefallen war. Liebevoll hatte er das Vögelchen aufgezogen.

Er legte die Hose, die gerade flicken wollte, beiseite, schnappte sich Jacke und Hut, es drängte ihn nach draußen. Als er so die Straße herunter spazierte, kam ihm Bennätzken Schlitzohr¹ entgegen. Bennätzken war ein „Original“, wie man so sagte, ein bisschen Leichtfuß, aber ansonsten ein gutmütiger Kerl, der zu allem zu gebrauchen war.

„Hör mal. Bennätzken, kannst du mir nicht ´ne neue Sindrossel besorgen? Meine ist mir heute Nacht kaputt gegangen.“

„Ach, das tut mir aber Leid“, zeigte der Mitleid. „Ist sie wirklich mausetot? Vielleicht ist sie ja noch zu retten. Lass mich mal

gucken.“ Die beiden kehrten um zum Haus des Schneiders. Bennätzken holte den Vogel aus dem Käfig, blies in seine Federn und versuchte zu trösten: „Meister Nadelspitz, die krieg ich wieder hin. Ich nehm sie mit.“

„Bennätzken, wenn du das wieder hinkriegst, kommt es mir auf einen Taler nicht an.“

Bennätzken verschwindet, kommt aber nach ´ner halben Stunde wieder und setzt die Singdrossel wieder in den Käfig. Die flattert mit ihren Flügeln, wetzt ihren Schnabel und fängt sogleich zu singen an, gerade so, als wenn nichts gewesen wäre. Meister Spitznadel springt vor Freude von seinem Tisch, klopft Bennätzken auf die Schulter und lobt ihn: „Du bist ein teuflskerl. Wie hast du das bloß gemacht? Heier hast du einen Taler und vielen Dank nochmals.“

Bennätzken zog mit seinem Taler ab ins nächste Wirtshaus. Abends bei Ostheim¹, wo Meister Spitznadel immer sein Pöttken Altbier trank, traf er den alten Schlitzohr, Vater von Bännetzken, einziger Schuster im Dorf.

„Du, Schlitzohr, dein Sohn ist ja ein wahrer Wunderheiler!“ begann er das Gespräch. „Dein Bennätzken ist doch wirklich ein Teufelskerl, der hat heute meine Singdrossel wieder lebendig gemacht.“ und erzählte ihm die gaanze Geschichte. Meister Scllitzohr hörte angestrengt zu, dann zog er sich den Rest des halben Liters Altbier rein, und stand auf. „So, Spitznadel, sagte er, deine Drossel ist wieder lebendig geworden? Pass gut auf, was ich dir jetzt sage, und meiine , meine drossel lag heute Mittag tot im KAfig, die Beine nach oben gestreckt. Warte nur, Wunderdoktor, wenn ich nach Hause komme, ich werde dir helfen, Wunder zu wirken!“

Zahnweh

Christel H. arbeitete in jungen Jahren als Arzthelferin beim Zahnarzt Dr. Meyer z. A.. Wenn der Doktor im Urlaub war, blieb sie in der Praxis, um einige Dinge aufzuarbeiten und den Patienten zu erklären, dass ihr Chef im Urlaub sei und sie sich doch bitte an seinen Vertreter in Werne wenden sollten.

Eines guten Morgens, die Sonne schien herrlich, schellte es heftig an der Praxistür und Mia stand mit schmerzverzerrtem

Gesicht davor. „Mariau, wat häb ick Tanpine. De Doktor muot mi düssen Tan chau trekken.“ [Menschenskind, was hab ich Zahnschmerzen. Der Doktor muss mir schnell diesen Zahn ziehen!]

Christel machte der guten Frau klar, dass der Doktor nicht da wäre und sie nach Werne fahren müsste.

„No Wään? Dat geit ööverhaups nich. Ik sin doch met Rad do. Bes daohän holt ik dat nich mäer uut. Du kaas mi doch auk wul den Tan trekken!?“ [Nach Werne? Das geht überhaupt nicht. Ich bin doch mit dem Rad. Bis dahin halt ich das nicht mehr aus!]

Christel glaubte nicht recht zu hören. Sie als Arzthelferin sollte einen Zahn ziehen? Durfte sie ja gar nicht. Und überhaupt, ohne Narkose ging das gar nicht. Und spritzen durfte sie auch nicht.]

„Du muost et maken. Ik holl mi an ´nen Staul fast, un dann jöh!“ [Du musst es machen. Ich halt mich am Stuhl fest, und dann man ran!“]

Christel versuchte noch den einen oder anderen Einwand, aber es half nichts. Die gute Frau drohte, nicht eher wieder das Haus zu verlassen, bis dass der Zahn raus war.

Also nahm Christel all ihren Mut zusammen, vereiste der armen Frau noch ein wenig die entsprechende Stelle, wischte sich den Angstschweiß von der Stirn, komplimentierte die Patientin in den Zaharztstuhl, machte die Lampe an, griff mit bebenden Händen zur Zange und ruckelte der schreienden Patientin den Zahn so perfekt heraus, als wenn´s ihr Chef selbst gewesen wäre.

Die Patientin spülte das Blut aus dem Mund, schüttelte sich, bedankte sich und verließ dann die Praxis mit den Worten: „Betalen muot ik jä nix. De Doktor was jä auk nich doa!“ [Bezahlen muss ich ja nichts. Der Doktor war ja auch nicht da.]

Einige Tage später klingelte es erneut an der Praxis und unsere Patientin stand verlegen grinsend mit einem toten, aber noch warmen Huhn im Arm vor der Tür.

„Dat is für di. Salls jä auk nich liäwen äs so´n Rüen!“ [Das ist für dich. Sollst ja uch nicht leben wie ein Hund!]

Zu früh gefreut!

Früher, als es noch kein Lotto gab, war die Wettleidenschaft nicht weniger weit verbreitet, nur dass man Toto spielte, also die Ergebnisse von Fußballspielen vorhersagen musste, ob nun eine Begegnung für wen gewonnen, verloren oder unentschieden war. Dabei waren auch schon mal ganz stattliche Gewinne zu erzielen, erst recht, wenn man den richtigen Riecher hatte und auf Außenseiter setzte.

Nun begab es sich wieder einmal an einem Sonntagabend (Samstagsspiele gab es erst mit der Einführung der Bundesliga 1963), dass die Ergebnisse bekannt gegeben wurden, und bei Theo B., auch Brökel genannt, schlug es wie eine Bombe ein: Er hatte alle Ergebnisse richtig, was ungefähr 6 Richtigen im heutigen Lotto entsprach. Ein Jubelschrei entrang sich seiner Brust. Die Zigarette war kaum ausgeraucht, als es ihn hinaus ins Dorf trieb. Diese Freude musste er unbedingt mit anderen teilen. Das musste begossen werden! Ab in die nächste Kneipe und „Champagner bis zum Abwinken, natürlich für alle!“

Schnell sprach sich die Kunde im Dorf herum, und Theo wunderte sich, wieviel „Freunde“ er auf einmal hatte. Klar, dass man nicht nur in einer Kneipe bleiben wollte. Also machte man einen richtigen „Zug durch die Gemeinde“, und zu der Zeit hatte Herbern Kneipen zu Hauf. Als er aus der letzten wankte, musste er wohl eine Stufe in der Hitze des Gefechts übersehen haben. Jedenfalls schlug er lang hin, brach sich sogar das Bein und musste ins Krankenhaus gebracht werden, wo man ihn fachmännisch versorgte.

Der Sonntag war angefüllt mit Scharen von Besuchern, die sich förmlich die Klinke in die Hand drückten. Montagmorgens bat er einen Zimmernachbarn, der noch gut zu Fuß war, er möchte ihm doch unten am Kiosk eine Zeitung besorgen. Gesagt, getan und voller Vorfreude schlug er die Zeitung auf, um sich die Gewinnquoten anzuschauen. Seine Hand zitterte: Er musste erst einen Schluck Wasser zu sich nehmen, so aufgeregt war er. Dann plötzlich ließ er das Glas Wasser fallen und stöhnte auf vor Entsetzen. Was war geschehen? Offenbar war er nicht der Einzige gewesen, der den richtigen Riecher gehabt

hatte. In Wirklichkeit waren es weit mehr als hundert und entsprechend gering war die Quote, so an die 280 DM (ca. 140 €). Man erzählt, dass sich sein Gesundheitszustand nur schwer stabilisierte.

Zwergnase

wurde er genannt, was wohl an seinem Äußeren lag: Klein von Wuchs und eine stets leicht gerötete Nase, die auf seine Vorliebe zu einem - möglichst kostenlosen - Tröpfchen schließen ließ. Der Krieg und seine Folgen hatten ihn und seine ebenso kleine Frau aus Schlesien nach Herbern gespült, wo sie ein eher bescheidenes Dasein fristeten. Häufig sah man sie als Gespann mit einem Bollerwagen unterwegs: Sie saß vorne rittlings auf der Gabel und lenkte mit ihren kurzen, aber kräftigen Beinen, während er von hinten schob. Dabei sammelte man unterwegs auf, was immer auch brauchbar erschien: Leergut, das verscherbelt werden konnte, aber auch für Zigarettenkippen war man sich nicht zu schade: Den restlichen Tabak kratzte man heraus und ließ ihn sich im Pfeifchen schmecken. Sobald sie auftauchten, piff man besorgt nach seinem Hund, denn ihr Wahlspruch lautete: „A Hunterl is besser als a Katzer!“ (zum Essen; d. Verf.)

Seine Manieren waren fürwahr nicht die besten und so begab es sich einmal, dass er in der Wirtschaft Bathe auftauchte, wo er auch gar nicht erst bedient wurde. Da näherte er sich dem Stammtisch, an dem der tägliche Spätschoppen abgehalten wurde, und ehe man sich versah, tauchte er seinen schmutzstarrenden Daumen in das Bierglas eines Stammtischbruders. Der sprang auf und entrüstete sich: „Dat Beer kaas doch nu nich mäer trinken!“ „Dann kann ich es ja trinken“, meinte Zwergnase, nahm das Glas und im Nu hatte er das Bier hinuntergeschüttet.

Die Gesellschaft brach in lautes Gelächter aus über den kauzigen Kerl und seine schlechten Manieren, sodass der Geschädigte sich kaum aufregen konnte, im Gegenteil: Er hatte den Schalk im Nacken sitzen und zum Erstaunen aller bestellte er zwei neue Bier, eins für sich und eins für den ungebetenen Gast. Kaum waren die Gläser serviert, hatte der Kobold seins

schon ausgetrunken. „Vödammig, de Kääl hät aover Duorst! Lene, dau em men nao en Glas un dau em auk nao en Pinnken Korn!“

(Verdammt, der Kerl hat aber Durst! Lene, gib ihm noch ein Glas und ein Gläschen Korn!)

Der wusste nicht, wie ihm geschah. Hastig leerte er die Gläser. Diese Prozedur wiederholte sich so lange, bis der Kleine „stüörtendick“ war und zu Boden sank.

Da packte man ihn mit vereinten Kräften, schleppte ihn zur Pfarrkirche, entfernte den Rost über dem Abtritt am Haupteingang, legte den armen Kerl hinein und das Gitter wieder drüber, um dann frohgelaunt den Abendschoppen fortzusetzen. Kurz vor der Frühmesse am nächsten Morgen soll er wieder aufgewacht sein. So sagt man. Zwergnase aber ward fortan nie mehr in einer Herberner Kneipe zu sehen.



Kirchturm von St. Benedikt im Winter (Rogge)